



Ex Libris
Jos. Ant. Imhof
De Spielberg,
Coll. Ecc. S. Petri Prap.
& S. Mauriti. Dec.
A. V.

LA 4809

7

✓ B

R 53.



Ch. Sambach del.

Cl. Kuhl sc. N.

DIE
N Ä C H T E
DES
STRAPPAROLA VON CARAVAGGIO.

AUS DEM
ITALIÄNISCHEN ÜBERSETZT.



ERSTER THEIL.

W i e n ,
gedruckt und verlegt von Ignaz Alberti.

1791.

Ü B E R

JOH. FRANZ STRAPPAROLA.

Gegenwärtige litterarische Notiz, welche wir dem Leser als Einleitung zu dem beliebten Werke dieses Schriftstellers voraus schicken, dürfen wir mit allem Rechte als eine schätzbare gelehrte Reliquie anempfehlen, da sie sich nicht nur in keinem der litterarischen Biographen Italiens noch gedruckt vorfindet, sondern auch alles in sich fasst, was über die seltenen Werke dieses fast ganz vergessenen Schriftstellers in andern Schriften vorkommt; vornehmlich aber da sie von einem Manne herrührt, von dessen weit ausgebreiteter Gelehrsamkeit man in der That sagen konnte, dass sie alle wissenschaftlichen Kräfte und Säfte an sich gezogen, und sich zu einem grossen

und allgemein fruchtbaren Baume von historisch-kritischer Erkenntniß der gesammten Litteratur Italiens ausgebreitet haben würde, wenn ihren Besitzer zum grossen Verluste für die Musen seines Vaterlandes nicht ein allzu früher Tod hingerafft hätte.

*Wir erhielten sie nähmlich aus dem noch ungedruckten Nachlasse der historisch - kritischen Nachrichten über das Leben und die Werke der vornehmsten Schriftsteller Italiens, der dem verstorbenen Grafen Mazzuchelli zur Fortsetzung seines grossen und weitläufigen Werkes *) dienen sollte; und theilen sie daher, so wie sie uns nach der italienischen Abschrift seines durch Fleiss und Gelehrsamkeit nicht minder verdienten Secretärs, des Hrn. Giambattista Rodella, aus Brescia überschickt wurde, in einer fast wörtlichen Übersetzung mit.*

**) Notizie Storiche e Critiche intorno alle Vite, e agli Scritti dei Letterati Italiani del Conte Giammaria Mazzuchelli. Brescia 1753. Fol. VI. Tomi.*

* * *

Johann Franz Strapparola oder *Straparola*, sonst auch *Steparola* genannt, schrieb Novellen, Fabeln, Logogryphen, Liebesmärchen in Stanzzen (Strambotti), Sonnette, Briefe und Kapiteln (eine italienische Dichtart in Terze Rime). Er war gebürtig von *Caravaggio* 1), einem ansehnlichen Orte in dem Herzogthume Mayland, welcher den Titel eines Marchisats führt, an der Gränze von *Bergamo* liegt, und unter den Kirchensprengel von *Cremona* gehört 2). Er blühte zu Anfange und bis über die Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Von seinem Geburtslande, seinem Privatleben und seinem Tode findet sich in allen bisher bekannten Schriftstellern nichts angemerkt.

1) Zur Gewähr dienen *Doni* in seinem Werke: *Libreria Venedig bey Gioliti. 1557. in 8^e pag. 101. Piccinelli Ateneo de' Letterati Milanesi. pag. 499. Argellati Script. Mediol. Tom. II. an. 1445. Quadrio Stor. e ragion, d'ogni Poesia Voll. II. P. II. pag. 405. und mehrere andere.*

2) *Avisi Cremona litter. Tom. III. pag. 320.*

Er hinterliefs uns sein Andenken blofs durch nachfolgende Schriften :

I. Opera nova de Joan. Francesco Streparola da Caravazo nuovamente stampata, Sonnetti CXV, Strambotti XXXV, Epistole VII, Capitoli XII. In Vinegia per Georgio de Rusconi 1508 in 8° 3), und abermahls aufgelegt in Vinegia per Alessandro de' Bindoni 1515. in 8° 4).

II. Le piacevoli Notti di Gio. Francesco Straparola da Caravaggio, libro primo e secondo. In Vinegia per Comin da Trino 1550 5), 1551, 1554, 1555, 1557. in 8°, und wieder in Venezia per Domenico Giglio 1558 in 8°, dann eben daselbst per Francesco Lorenzini da Turrino 1560 in 8°, ferners per Andrea Revenoldo 1565 in 8° 6), dann

3) Cinelli Bibliot. volante. Tom. IV. pag. 272.

4) Quadrio Storia e ragione d'ogni Poesia. Indice generale con correzioni ed aggiunte. Vol. V. p. 67.

5) Bibl. Reg. Paris. Belles Lettres. Tom. I. pag. 438. et Bibl. Smithiana. P. I. pag. CCCCLVI.

6) Bibl. Reg. Paris. Tom. II. pag. 47.

per Josseppo di Manzelli 1567 in 8º, und 1770 in 8º, ferners per Altobello Salicato 1573 in 8º, und 1578, und 1590 in 8º.

Dieſs nähmliche Werk kam auch hernach mit folgendem Titel an's Licht:

Tredici piacevolissime Notti, con la giunta di cento enigmi da indovinare, e con la ſua dechiarazione di Giulio Cefare dalla Croce. In Venezia per Aleſſandro de' Vecchi. 1599 in 4º 7), und nachher eben daſelbſt 1604, und bey Zanetto Zanetti 1608 in 8º 8).

Giulio Cefare della Croce 9) erwähnt in der Beſchreibung ſeines allgemeinen Büchergaſtmahls unter andern Speiſen, die man daſelbſt aufſetzte, auch der Novellen des *Strapparola* auf folgende Art:

7) *Catal. della Librar. Capponi. pag. 359.*

8) *Bibl. S. Angeli ad Nilum. pag. 295.*

9) *Libreria Convitto Univerſ. in Verona per Franc. Ant. Marozzi. 1737 in 4º pag. 51.*

*Poi in maniera bella
Vennero compartite in se scodelle
Del Straparola tutte le novelle* ¹⁰⁾.

So drückt sich auch Hr. *Abbate Francesco Saverio Quadrio* ¹¹⁾ über dieselben auf folgende Weise aus: „Es sind 74 kleine Märchen, in 13 nächtlichen Zusammenkünften erzählt, mit Logogryphen und andern Aufsätzen vermischt. In einigen Ausgaben erschienen sie auch gereinigt. Viele von seinen Novellen zog *Strapparola* aus einem lateinischen Werke: *Hieronymi Morlini Novellae, Fabula et Comoedia. Napoli 1520 in 4^o* betitelt; eine Schrift, die von Sprachfehlern und Anzüglichkeiten wimmelt. Doch las er das beste heraus, und seine *Notti piacevoli* fanden in Frankreich Beyfall, und wurden zwey Mahl in's Französische übersetzt; erstens von *Jean Louveau*, und

10) Dann erschienen wohl zubereitet, und in sechs Schüsseln abgetheilt, alle Novellen des *Strapparola*.

11) *Storia e ragione d'ogni Poesia. Vol. IV, pag. 358.*

Pierre de la Rivey, gedruckt in *Lyon* 1560 in 8^o unter folgendem Titel: *Les Facetieuses Nuits etc.* In dieser Ausgabe findet man nichts, als das erste Buch. Das zweyte Buch ist bloß von *Rivey* übersetzt, und kam in *Lyon* erst 1572 in 8^o heraus. Endlich wurden beyde Bände zugleich in *Paris* 1576, und 1585 in 12^o nachgedruckt, und wieder neuerdings in *Lyon* 1577, und 1596 in 12^o aufgelegt. Doch ist die neueste Ausgabe jene, die zu *Paris* im Jahre 1726 bey *Guerin* und *Boudot* in 12^o in zwey Bänden erschien. Dieser Ausgabe geht aber noch die, welche im vorigen Jahrhundert zu *Rouen* 1601 bey *J. Osmont* in 16^o veranstaltet wurde, vor ¹²⁾. Zur Pariser Ausgabe vom Jahre 1726 verfaßte Hr. *de la Monnoye* die Vorrede. Die 13 nächtlichen Erzählungen sammt den Logogryphen, welche *Argellati* ¹³⁾ *ingeniosissime conflata, quamvis parum pudice* nennt, wurden zu *Rom* durch das Decret von 16. Dec.

¹²⁾ *Bibl. Reg. Paris. Belles Lettres. Tom. II. pag. 47.*

¹³⁾ *Loco cit.*

1605 14) einiger darin enthaltenen unzüchtigen Stellen wegen verbothen 15).

Von den *Notti piacevoli* des *Strapparola* findet man auch einige in nachstehendem Werke eingeschaltet:

Cento Novelle di Francesco Sansovino scelte da più nobili scrittori della lingua volgare. In Venezia per Francesco Rampacetto 1563 in 8° die dritte Auflage 16).

So finden sich auch 4 von seinen Novellen in dem dritten Bande des *Novellerio Italiano*. In *Vinegia per Giambattista Pasquali 1754 in 8°*. Der Vorredner zum dritten Bande des *Novellerio* 17) macht über unsern *Strapparola* folgenden

14) *Index libr. prohibit. Romae Typ. Camerae Apost. 1761 in 8° pag. 282.*

15) *Avisi loco cit.*

16) *Apostolo Zeno Note alla Bibliot. dell' Elo- guenza Ital. di Monfig. Fontanini. Volt. II. pag. 185. nella nota 2.*

17) *A cap. XIII. e segg.*

Auspruch: Dem *Lando* (das ist dem *Hortensio Lando*) schließt sich *Johann Franz Strapparola* mit vier aus seinen 13 Nächten gezogenen Novel-
len, die in *Venedig* 1554 gedruckt erschienen, an.
Er war, wie es jedem gleich einleuchten wird,
mehr ein Schriftsteller der letztern, als erstern
Classe. Sein Geburtsort war *Caravaggio*; doch
wohnte er zu *Venedig*, wo er im Jahre 1553 seine
Zuschrift an die galanten und schönen Damen
verfaßte, die er dem ersten Bande seiner in zwey
Bücher abgetheilten *Notti piacevoli* vorsetzte.
Wenn wir einen gewissen *Orfeo della Carta*, der
diese *Notti* heraus gab, glauben; so war es nicht
die Schuld des *Strapparola*, wenn die Schreib-
art in seinen *Notti piacevoli* nicht die beste und
reinste ist, indem eben dieser *Orfeo* (den man
füglich für den *Strapparola* selbst annehmen kann)
seine schönen und galanten Frauen, denen er auch
durch die Zuschrift vom 11. Januar 1554 den zwey-
ten Band der *Notti piacevoli* widmet, erinnert:
daß sie sich nicht etwa an dem niedrigen und
nachlässigen Style des Verfassers stoßen möchten,
da er seine Erzählungen nicht so, wie er es woll-
te, sondern wie er sie aus dem Munde des schö-

nen Geschlechtes hörte, nieder schrieb, ohne das geringste hinzu noch hinweg zu thun. Übrigens nennt sie der Verfasser angenehme Märchen, und in einem von den oben erwähnten Briefen gesteht er selbst ganz freymüthig, daß sie nicht sein eigenes Werk seyen; ja, er würde sogar eine Unwahrheit sagen, wenn er das Gegentheil behaupten wollte. „Doch (spricht er) habe ich selbe getreu nachgeschrieben, so, wie sie mir von den zehn Schönen in den nächtlichen Zusammenkünften erzählt wurden.“ In der That nahm er auch einige seiner Erzählungen aus dem *Apulejus*, als z. B. die zweyte Erzählung der dritten Nacht, und die dritte der vierten Nacht. Andere nahm er aus den *Novelle antiche*, z. B. die vierte Erzählung der achten Nacht, und noch andere aus dem *Brevio*, als die Heirath des Teufels, welche die vierte Erzählung der zweyten Nacht ausmacht. Vielleicht zog er noch einige aus andern Schriften, welches ich hier nicht näher untersuchen will. Vorzüglich merkwürdig und wahr ist, was ein französischer Schriftsteller über unsern *Strapparola* anführt, aus dem der berühmte *Moliere* den Hauptinhalt seines Lustspiels *die Frauenschule* (*l'Ecole*

des Femmes) benützte. Nachdem er vorher anmerkt, daß *Moliere* öfters den Stoff zu seinen Lustspielen aus den Erzählungen des *Boccaccio* entlehnte, setzt er hinzu: Selbe (*Die Frauenschule*) ist aus einem Werke gezogen, betitelt: *Les Nuits facétieuses du Seigneur Straparole*. Dieß Werk enthält eine Geschichte, welche in dem vierten Märchen der vierten Nacht vorkommt, die folgenden Inhalt hat: Ein Liebhaber erzählt täglich mit dem größten Vertrauen seinem Freunde die Gunstbezeugungen, die er von seiner Geliebten erhielt, ohne zu wissen, daß gerade dieser Freund sein Nebenbuhler sey, welches eben den ganzen Inhalt und das Interessante des *Molier'schen* Stückes ausmacht (S. die Vorrede zu *Molier's* Werken in der Pariser Ausgabe vom Jahr 1739). Man kann mit aller Wahrheit noch hinzufügen, daß *Moliere* auch bey seinem Lustspiele *die Mannerschule* (*l'Ecole des Maris*) das zweyte Märchen der achten Nacht benützt habe. Das Werk, welches *Strapparola* noch außer seinen *Notti piacevoli* unter dem Titel: *Un Opera nuova*, zu Venedig bey *Bindoni* 1515 in 8^o heraus gab, besteht meistens aus Sonnetten, witzigen Einfäl-

len und andern Poefien nach Art der Logogryphen, so wie man einige schon in seinen Novellen findet, wodurch ihm aber, so viel ich bemerkte, *Crescimbeni* keinen Platz unter den Italienischen Dichtern einräumte, und nur da, wo er von den Logogryphen redet, bloß flüchtig seiner gedenkt. Nach meinem Bedünken hatte er auch zu diesem Platze nicht Verdienst genug.

* * *

Aus den vielfältigen Ausgaben, die man von den Novellen des Strapparola nicht nur in ihrer Urschrift, sondern auch in ihren beyden Übersetzungen selbst veranstaltete, läßt sich deutlich erkennen, wie beliebt ihre Lectüre zu ihrer Zeit mag gewesen seyn. Schon dieß schien uns hinlänglich, diesen so humoristischen Geist, den über dieß selbst noch der geschmackvolle Moliere in seinen Lustspielen benützte, aus einer ihm so unwürdigen Vergessenheit wieder aufzuwecken.

D I E
N Ä C H T E
D E S
STRAPPAROLA VON *CARAVAGGIO.*

ERSTER THEIL.

In Mayland, der Hauptstadt der Lombardey, lebte Octavian Maria Sforza, dem nach dem Tode Franz Sforza's, Herzogs von Mayland, die Herrschaft nach dem Erbrechte gebührte: die Umstände waren ihm aber zu mißgünstig; er verlor mehrere

Schlachten, und begab sich endlich mit Lucrezien, seiner Tochter, der Gemahlinn des Johann Franz Gonzaga, eines Verwandten Friedrichs von Mantua, heimlich nach Lodi. So bald es die Seinigen vernahmen, waren sie entrüstet, und setzten ihm nach. Er nahm nun einiges Geschmeid' und Geld zu sich, und eilte mit seiner Tochter nach Venedig, wo ihn sein Freund, Beltram, mit Freuden empfing, und beherbergte. Von da ging er nach Murano: seiner Tochter, die schon Wittwe geworden war, gefiel die anmuthige Lage dieses Orts, und der Vater beschloß denn, hier von dem langen Kummer auszuruhen, und endlich ein Mahl wieder freyen Athem zu hohlen. Lucrezia hatte nun nicht mehr ihre ehemaligen Aufwärterinnen um sich; sie wählte sich denn zehn andere Mädchen, Ludoviken, Vincenzien, Leonoren, Alterien, Lauren, Erithräen, Cateruzzen, Ariannen, Isabellen, und Floridanen. Alle waren sie von edler Abkunft, lieblichen Sitten, und freundlicher Bildung. Nebst diesen Mädchen wählten sie zwey würdige Matronen, Claren und Veroniken; über

dies zog sie auch die ansehnlichsten, verständigsten und witzigsten Männer der Gegend in ihre Gesellschaft. Alle diese versammelten sich fast jeden Abend bey Lucrezien, und unterhielten sich mit Musik und Tanze. Endlich machte Lucrezie den Vorschlag, daß jedes von ihnen irgend ein Märchen erzählen, und ein Räthsel aufzulösen geben sollte *). Alle waren damit zufrieden, und fanden sich den nächsten Abend, wie gewöhnlich, ein. Das Loos entschied, welches den Anfang machen sollte; diesem folgte das nächste, dem Platze nach. Den ersten Abend wählte das Loos Lauretten.

*) Die Räthsel, die von wenig Belange, größten Theils sehr abgeschmackt, und über dies in Versen sind, hab' ich weglassen zu müssen gemeinet.

E R S T E N A C H T.

*Salardo, Sohn des Reinald Scaglia, übertritt
drey Gebothe seines Vaters.*

Vor einiger Zeit lebte in Genua ein Edelmann, Rainald Scaglia mit Nahmen. Man kann sagen, daß er gleich großen Reichtum an Vermögen und Verstande besaß. Er hatte einen Sohn — Salardo hieß er — den er ungemein liebte, und mit der größten Sorgfalt erzog. Reinald ward mit jedem Tag' älter; die Kräfte nahmen sichtbar ab, und er fühlte endlich selbst, daß das Ende seines Lebens heran gerückt sey. Er verlor indessen nichts von seiner unerschrockenen Standhaftigkeit, ließ einen Notar hohlen, machte sein Testament, und setzte seinen geliebten Salardo zum einzigen Erben eines unermesslichen Vermögens ein. Als dieses Geschäft abgethan war, ließ er alle übrigen abtreten, nahm seinen Sohn traulich an der Hand, und sprach: „Innigst geliebter Sohn! ich werde dir nun

die drey letzten Befehle geben, die ich dir als Vater gebe. Behalte sie immer fest im Gedächtniß, und weich' um deiner selbst willen ja niemahls von ihnen ab. Der erste ist: so sehr du auch ein Weib lieben magst, so vertrau' ihm doch nie ein Geheimniß; der zweyte: erziehe ja nie ein Kind, das du nicht erzeugt hast, als dein eigenes, und setz' es nicht zum Erben deines Vermögens ein; der dritte endlich: unterwirf dich nie einem Herrn, der den Staat nur nach seinem Eigendünkel regiert." Nach diesen Worten wendete er das Haupt gegen die Wand, und verschied in wenigen Minuten.

Salardo trat nun die unermessliche Erbschaft an, und, da er eben nicht sehr hauszuhalten wußte, lebte er in Saus und Braus, und schwebte in einem ununterbrochenen Taumel. Er faßte endlich den Entschluß, zu freyen, und ein Jahr nach seines Vaters Tode war er mit Theodoren, einer Tochter des edlen Odescalio Doria aus Genua, verheirathet. Sie war schön und verständig; sie lebten in der glücklichsten Eintracht.

Nun waren sie schon mehrere Jahre verheirathet ; aber noch hatten sie keine Frucht ihrer Ehe. Salardo beschloß denn, des Befehls seiner Vaters uneingedenk, mit Einwilligung seiner Gemahlinn, einen Sohn an Kindes Statt anzunehmen. Er führte auch den Voratz ohne Verzug aus , und wählte den Sohn einer armen Wittwe. — Postumio hieß er. Nach einiger Zeit kam er auf den Einfall , Genua zu verlassen , und an einem anderen Orte zu wohnen. Er versah sich denn reichlich mit Geld' und Geschmeide , nahm sehr viele Pferd' und Wagen mit sich , und reiste mit seiner Gemahlinn und dem neuen Sohne nach Monferat. Er machte mit den ansehnlichsten Bürgern bald Bekanntschaft , und unterhielt sich gemeinschaftlich mit ihnen bald auf der Jagd , bald mit Spiele , bald auf irgend eine andere Art. Er bewirthete alle reichlich ; und jedermann war in seinem Hause willkommen. Der Ruf von Salardo's Freygebigkeit und Pracht war bald bis zu den Ohren des Marquis gekommen ; dieser ließ ihn zu sich laden , und war bald so sehr für ihn eingenommen , daß er nicht einen

Tag ohne ihn hätte zubringen können. Er überhäufte ihn mit Wohlthaten, und zog ihn jeder Unterhaltung bey. Salardo ward auch bald in wichtigen Geschäften sein Rathgeber; wem Salardo eine Gunstbezeugung wünschte, der erhielt sie; wem er nicht günstig war, der war auch verloren. In kurzer Zeit ging jede unerhebliche Sache durch Salardo's Hände.

Der Marquis war selbst noch ein sehr junger Mann, und sodann ein großer Freund der Jagd, und überhaupt der Thiere. Sein Pallast strotzte von Geflügel jeder Farbe, und vierfüßigen Thieren jeder Gattung. So oft er aber auf die Jagd ging, war Salardo sein Gefährte. Eines Tages stand Salardo in des Marquis Vorzimmer, und erwog so bey sich selbst, was für ununterbrochene Glückseligkeit er genieße, wie gnädig der Marquis mit ihm verfare, wie gehorsam und dankbar sich sein Postumio gegen ihn betrage, und wie sehr sich folglich sein verstorbner Vater getäuscht habe, als er ihm auf den Sterbebette die drey sonderbaren letzten Befehle gegeben. „Es war eine Schwäche der letzten Augen-

blicke," sagte er zu sich selbst. „Die guten Väter sind gegen ihre Söhne vortrefflich gesinnt, und fürchten denn, es dürfte ihnen alles geschehen, von dem sie in ihrer Jugend erzählen gehört haben. Zwey dieser Befehle hat er mir ohne Grund gegeben; das wär' ich nun überzeugt: denn der Sohn, den ich angenommen, liebt mich mit wahrhaft kindlicher Liebe, und der Herr, dem ich diene, hängt so fest mit ganzem Herzen an mir, daß ich mir keinen wärmeren Freund wünschen, keinen denken könnte. Mein Weib? — Liebt nicht auch sie mich von ganzer Seele? — Sollt' es möglich seyn, daß sie mich verriethe; daß sie ein Geheimniß nicht behalten sollte, wenn ich es ihr tief ins Herz grabe? Läppische Grille! — Aber auch diese soll fort! Ich will mich überzeugen, um vollkommen beruhigt zu seyn."

So sprach er zu sich selbst, und ging, haltiges Schrittes, in das obere Stockwerk, wo Jagdfalken in Käfichen und auf Stangen hingen. Er nahm den, der dem Marquis aus allen der liebste war, schlich sich heimlich damit fort, und trug ihn zu Fran-

soe , einem seiner vertrautesten Freunde. Diesen beschwor er bey der Liebe , die er zu ihm trüge , er solle den Falken heimlich so lang' aufbewahren , bis er ihn von ihm zurück fordern würde. Darauf ging er nach Hause , nahm einen von seinen eigenen Falken , tödtete ihn heimlich , und brachte ihn seiner Gemahlinn. „Liebes Weib,“ sagte er, „ich kann die Lebensart mit dem Marquis nicht länger mehr aushalten; den ganzen Tag über kann ich ja nicht einen Augenblick ruhen; es heißt nur immer jagen , reiten , fahren , und , kurz um , es wird mir zu viel; ich hab' es satt. Damit er nun von seiner Jagd abläßt , hab' ich ihm einen heimlichen Streich gespielt , der ihm nicht viele Freude machen dürfte.“

„Aber was hast du ihm wohl gethan?“ sagte seine Gemahlinn , der bey der Sache nicht gut zu Muthe war.

„Ich hab' ihm seinen Lieblingsfalken getödtet , damit er doch ein Paar Tage vor Verdrufs ausruht.“ Mit diesen Worten zog er den Falken aus der Tasche hervor , und gab ihn Theodoren , damit sie ihn bereiten lasse. „Wir wollen ihn dem

Marquis zu Ehren schmausen," setzte er hinzu.

Theodore war ganz betäubt: sie gab ihm bittre Verweise über seinen Undank; aber der Falke — war todt. „Wenn er es nun durch einen Zufall erführe, daß du der Thäter bist," sagte sie, „was würde wohl aus uns werden?"

„Fürchte nichts," antwortete Salardo. „Wie sollt' er's erfahren? Durch wen sollt' er es? Außer mir und dir weiß es keine Seele. Willst *du* mich verrathen? — Geh hin, und thu' es!"

„Salardo, kränke mich nicht ohne Noth," sagte sie, und fiel ihm um den Hals: „mir, deinem lieben treuen Weibe kannst du so hart begegnen?"

Der Falke ward nun gekocht; sie gingen zu Tische: Salardo begann vom Falcken zu essen, aber Theodore wollt' ihn durchaus nicht versuchen. Salardo ermahnte sie drey Mahl; sie bestand auf der Weigerung, bis Salardo einige beleidigende Drohworte gegen sie ausstieß. Sie stand auf, und schwor ihm, daß sie diesen Schimpf gewiß nie vergessen, und ihn ge-

wiss zur rechten Stunde zu bezahlen wissen werde.

Den nächsten Morgen machte sie sich zeitlich auf, ging zum Marquis, und erzählte ihm den Tod seines Falken. Der Marquis schäumte vor Wuth; nur die Person der Erzählerin konnt' ihm einen solchen Frevel glaublich machen. Er ließ denn an der Stelle befehlen, Salardo in Verhaft zu nehmen, an den Galgen zu hängen, seine Güter einzuziehen, sie in drey Theile zu theilen, und den einen seiner Gemahlinn für die Entdeckung seiner Undankbarkeit, den zweyten seinem Sohne, und den dritten dem, der ihn aufhängen würde, auszuzahlen.

Postumio hatte kaum gehört, wie das Urtheil laute, als er schon zur Mutter lief, und sie zu Rathe zog, ob es nicht am besten wäre, wenn er seinem Vater diesen Liebesdienst erwiese, indem der dritte Theil des Vermögens sonst einem anderen zufallen würde. Theodore fand den Einfall glücklich, und Postumio eilte alsobald zum Marquis, und erboth sich zu diesem schrecklichen Geschäfte. Der Marquis nahm es ohne Weiters an.

Unterdeffen hatte Salardo gleich Anfangs seinen Freund Franſoe gebethen, daß, wenn es ſich fügen ſollte, daß er in Verhaft käme, und wenn man ihn zum Tode führen wollte, er eilig zu dem Marquis laufen, und ihn bitten ſollte, Salardo, bevor er ihn dem Henker überlieferte, vor ſich kommen zu laſſen, und anzuhören. Da nun der Fall wirklich vorhanden war, vergaß auch Franſoe ſeines Freundes und des Auftrages nicht, während Salardo im tiefften Gefängniſſe ſeinen Muthwillen verfluchte, den Zorn ſeines verſtorbenen Vaters mit bittren Thränen zu beſänftigen ſuchte, und ſich in der verzweiflungsvollen Erwartung der Ankündigung eines nahen Todes ſelbſt nicht mehr der Bitte, die er an ſeinen Freund gethan hatte, erinnerte.

Indeß ſich Salardo ſelbſt mit den ſchrecklichſten Vorwürfen marterte, hatte ſich der rüſtige Henker Poſtumio mit der Wach' ins Gefängniß begeben. Er verlangte zu ſeinem Vater gelaffen zu werden, und trug ihm ſo wohl ſein Todesurtheil, als den Entſchluß, ihn ſelbſt hinzurichten, vor, und Salardo hörte ihn mit einer eben ſo uner-

schütterlichen Standhaftigkeit an, als seines Sohns Vermessenheit war. „Ich finde dich wenigstens klüger, als ich dich vermuthet habe,“ waren die einzigen Worte, die er aussprach, und die ein tiefer Seufzer begleitete.

Nun band man ihm, Angesichts seines Sohns, die Hände auf den Rücken, warf ihm den Strang um den Hals, und führte ihn so, wankendes Schrittes, an den Richtplatz. Er bestieg die Leiter mit unerschrockenem Muth, und als er die letzte Stufe erreicht hatte, kehrte er sich gegen das zahllos versammelte Volk, erzählte die Veranlassung seines schimpflichen Todes, bath innigst gerührt, ihm jedes Unrecht, das er vielleicht dem einen oder dem andern zugefügt haben dürfte, zu vergeben, und ermahnte jeden, der Gebothe eines alten Vaters nie uneingedenk zu seyn.

Als das Volk den Grund seines Todes vernahm, weinte beynahe jedermann über sein Unglück, verfluchte das entartete Weib und den widernatürlichen Sohn, und viele schrien laut um seine Betreyung.

Während all dieses vorging, war Fran-

foe in den Pallast des Marquis geeilt. Er warf sich vor ihm auf die Knie, und sprach: „Herr, wenn ihr ein mitleidiges Herz habt, so bedenkt, was ihr thut. Mein Freund Sallardo ist unschuldig: tödtet ihr ihn ohne Grund, so dürft' es euch reuen, und nachher wehe thun; denn ihr seyd ein guter Herr. Verzeiht mir, Herr! aber ich bitt' euch, sagt mir, warum laßt ihr meinen Freund so strenge behandeln?

„Warum?“ sagte der Marquis; „eine sonderbare Frage! Hat er mich nicht durch den unerhörtesten, muthwilligsten Undank beleidigt?“

„Nein, Herr! er hat es nie gethan, hat es nie thun wollen, wäre nie fähig gewesen, es zu thun,“ erwiederte Franfoe.

Der Marquis entbrannt' über diese Rede, und schrie: „Das sollst du mir beweisen, Unverschämter, oder deinen Freund in den Tod begleiten.“

„Herr, ich unterwerfe mich dieser Wahl; haltet nur eine Stund' ein, und mein Freund ist gerechtfertigt.“

„Es ist unmöglich! — Laß ab!“

„Herr, um eurer Gerechtigkeit und Mil-

de willen! Soll euer Nachruhm heißen, daß ihr in blinder Wuth mit dem Leben eurer größten Anhänger gespielt habt?"

„Schweige, sag' ich," erwiederte der Marquis; „fachst du meinen Zorn noch mit einem Wort' an, so magst du Hand in Hand mit deinem Freunde ziehen.“

„Herzlich gern!" antwortete Franſoe, indem er von Boden aufstand; „ich mag nicht leben, wenn man eifrige Dienste so belohnt, wenn man aus Eigendünkel mordet, wenn man so herrscht, wie ihr. Weil es nun ein Mahl euer Vergnügen ist, auch auf Menschen zu jagen, so macht euch selbst die Lust! Da steh' ich; stoß zu!"

Der Marquis staunte über Franſoe's Großmuth und edle Kühnheit. „Steh' auf," sagte er: „es sey dir gewährt; man mag eine Stund' einhalten. Beweiseſt du aber deines Freundes Unschuld nicht, so haſt du selbst gewählt.“

Er ordnete nun augenblicklich einen seiner Diener ab, und ließ der Vollziehung der Strafe auf eine Stund' Einhalt thun; Salardo aber sollten sie gebunden, und mit dem Strang' um den Hals, wie er wäre,

augenblicklich vor ihn führen. Als er erschien, waren er und der Marquis stumm vor gewaltsamer Bewegung ihres Herzens. Salardo sammelte sich endlich, und sprach: „Gnädigster Herr, bey Gott! diese Behandlung und den schimpflichsten Tod hab’ ich nicht um euch verdient. Hätt’ ich auch begangen, was ihr mir zur Last legt, so hätt’ es euch doch nach den heiligen Gesetzen der Gerechtigkeit geziemt, mich erst zu hören. Der Falk’ ist nicht todt; ich hab’ ihn genommen, aber weder um ihn zu tödten, noch um euch zu beleidigen. Ich hab’ es gethan, um mich dadurch der größten Schätze auf Erden zu versichern; eines treuen Freundes, und eines verschwiegenen Weibes. Wer ist glücklich, ohne diese beyden Kostbarkeiten? — Wer kann mich tödten, weil ich glücklich leben wollte?“

Kaum hatt’ er diese Worte gesprochen, so trat Fransoe, mit dem Falken auf der Hand, ein. Der Marquis sah ihn wohl genährt; Fransoe nahm ihm das Käppchen vom Kopf, und der Falke flog — auf des Marquis Schulter. Nun stiegen ihm Thrä-

nen in die Augen, und er sprach: „Salar-
do, könntest du jetzt in meinem Herzen
lesen, so wärst du hinlänglich gerächt. Ich
hab’ ungleich unvorsichtiger gehandelt, als
du; vergib es mir. Ich wollt’, ich könnt’
es ungeschehen machen, aber das ist nun
einmahl unmöglich. Mir bleibt nichts
übrig, als daß ich es nach meinem Ver-
mögen wieder gut zu machen suche.” Er
fiel ihm nun um den Hals, und liefs ihn
an seiner Seite setzen. Er nahm sofort den
Strang von Salardo’s Hals’, und befahl,
den niederträchtigen Postumio damit zu
strafen. Salardo war aber großmüthig, um
für sein Leben zu bitten. „Überlaß mir,
seinem gewesenen Vater, die Strafe,” sagte
er; und der Marquis gewährte ihm auch
dies.

Postumio ward vorgerufen, und Salardo
sprach zu ihm: „Hier hast du, einst mein
Sohn, ein Andenken, mit dem du hinzie-
hen magst. Nimm diesen Strang anstatt mei-
nes Vermögens, und erinnere dich jedes
Mahl, so oft du ihn besiehst, was du da-
mit zu thun entschlossen warst.” Postumio
entfernte sich, ohne selbst eine Bitte zu

wagen; er empfand, daß sein Verbrechen unverzeihlich sey. Salardo schickte nun auch nach Theodoren; aber — sie war entflohen, und es konnt' ihm nicht schwer fallen, sich über ihren Verlust zu trösten.

* * *

Laurette hatte nun ihre Erzählung geschlossen, und die Reihe traf Alterien.

ZWEYTES MÄHRCHEN.

Cassandrino, ein berühmter Dieb, stiehlt dem Prätor von Perugia, seinem Freund, auf eine sonderbare Art; Bett und Pferd.

In Perugia, einer alten Stadt in der Romagna, lebte ein muntre Junge, der ein anständiges Vermögen besaß, und von jedermann Cassandrino genannt ward. Alle Leute kannten ihn wohl, denn er war weit und breit berühmt, daß er so geschickt zu stehlen wisse. Sehr viele brachten bey dem Prätor gegen ihn Klagen an, daß er ihnen dieses und jenes entwendet hätte; aber ihre Mühe war umsonst: denn der Prätor

ließ ihn nie strafen, weil er ein gar munterer und angenehmer Gesellschafter war, und ihn mit seinen Schnurren und Einfällen gar angenehm zu unterhalten wußte. Daß er ihm drohte, war alles, was er that. Cassandrino wußte sich jedes Mahl mit einem schnippischen Einfall' aus der Schlinge zu ziehen. Das Schlimmste aber bey der Sache war, daß man bey den meisten Streichen, die er spielte, immer nur gegründeten Verdacht haben, aber nie die That selbst beweisen konnte, so listig wußt' er sich immer dabey zu benehmen.

Eines Tages hatte sich der Prätor mit ihm in ein abgelegenes Zimmer begeben, und ihn mit freundschaftlichen Worten dringend gebethen, von diesem Leben abzulassen, das am Ende doch einen kläglichen Ausgang nehmen würde, von dem er dann mit all seinem Ansehen nicht im Stande seyn würde, ihn zu befreyen. Je rührender aber der Prätor seine Saiten stimmte, desto lustiger kam es dem Lacher Cassandrino vor. Die Folge der Predigt war, daß er den Prätor selbst zu einer Wette über seine Geschicklichkeit aufforderte. „Herr

Prätor," sagte er, „ich will euch eine lange, lange Zeit keine Klage wider mich hören lassen, wenn ihr mirs nicht an Gelde mangeln laßt. Gebt mir hundert Goldgulden, so stehl' ich euch morgen aus eurer Schlafkammer das Bett; dann werdet ihr mir doch nicht mehr sagen, daß ich ein Dieb bin, sondern werdet mir gestehen, daß ich im Schweisse meines Angesichts lebe!" —

„Topp", sagte der Prätor, „so eine Wette mag es immerhin gelten; denn es müßte doch sonderbar zugehen, wenn du mir das Bett, in dem ich schlafe, stehlen wolltest."

„Es gilt hundert Goldgulden," sagte Cassandrino mit seinem gewöhnlichen Kaltfinne.

„Wie? — Du bestehst darauf?" — sagte der Prätor noch ein Mahl.

„Es gilt hundert Goldgulden," erwiderte Cassandrino noch ein Mahl.

„Nun, so gelt' es," sagte der Prätor, indem er einschlug; „das erkenn' ich für dein Meisterstück; aber es soll dir fehlschlagen; so wahr ich Prätor bin, es soll dir fehlschlagen!"

Cassandrino ging nun fort, um die nöthigen Anstalten zu treffen.

Vor einigen Tagen war in Perugia ein Arzt gestorben, den man denselben Tag auf dem Kirchhofe vor der Stadt begraben hatte. Cassandrino ging denn die nächste Nacht, als alles im tiefsten Schlafe lag, hin, wo der Arzt bestattet war, lüftete das Grab mit einem Spaten, zog den Leichnam bey den Füßen heraus, nahm ihm sein Gewand, und kleidete ihn mit dem seinigem. Es paßte ihm so genau an, daß ihn jedermann, der ihn gesehen hätte, für Cassandrino selbst gehalten haben würde. Sofort lud er ihn auf die Schultern, und trabte so dem Pallaste des Prätors zu. Er hatte eine Leiter bereit gehalten; mit dieser kam er glücklich, sammt seinem Arzt' auf den Dachboden, wo er mit seinem Brecheisen und anderem Werkzeuge die Balken und das Getäfel gerade über des Prätors Zimmer durcharbeitete, und eine ziemlich große Öffnung machte.

Der Prätor, der im Bette lag, hörte alles, was er vornahm, und lachte schon heimlich, daß er den listigsten aller Men-

schen dießs Mahl so glücklich in die Falle gekriegt hätte. Er konnte den Ausgang kaum erwarten. Er hielt sich im Bette recht fest, und stemmte die Füße gegen das untere Gestell, damit man ihm das Bett doch nicht unterm Leibe wegstehlen könnte. Er spitzte die Ohren, und wagte kaum, laut Athem zu hohlen; — da ließ Cassandrino plötzlich seinen todten Arzt durch das Loch herunter fallen. Der Fall erschütterte das Zimmer, und der Prätor sprang vor Schrecken aus dem Bett auf. Er eilte hin, und da Cassandrino das Gesicht des Arztes mit Blute bestrichen hatte, hielt ihn der Prätor wirklich für Cassandrino selbst. „O du armer Schelm!“ schrie er; „hättest du die Wette seyn lassen! du mußt sie derb büßen.“ — „Aber,“ fuhr er fort, zu sich selbst zu sagen, — „was würde man sagen, wenn es unter die Leute käme, daß ich, der Prätor, zu so einem unseligen Werke Gelegenheit gegeben habe. Sie würden mir die Fenster einwerfen; sie würden mich steinigen.“ Er schlich in das Vorzimmer hinaus, rief seinen treuesten Bedienten, und eilte mit ihm in den Garten hinunter, wo

sie eine Grube machten, in die sie den Leichnam warfen, damit dieser unglückliche Fall nicht an den Tag käme.

Kaum hatte der Prätor sein Zimmer verlassen, so ließ sich Cassandrino an einem Stricke von der Decke herunter, packte das Bett zusammen, und trollte sich damit zum Fenster hinaus.

In einigen Minuten kam der Prätor noch voll Kummer von der Beerdigung zurück, und wollte sich wieder zu Bette legen. Aber wo war das Bett? — Er sah nun ein, daß er die Wette verloren, und es blieb ihm nichts übrig, als daß er halb lachend, halb murrend einige Stühle zusammen rückte, die ihm für den Rest der Nacht ein Bett abgeben mußten.

Den nächsten Morgen kam Cassandrino, wie gewöhnlich, in den Pallast, und erhielt die hundert Goldgulden, die der Prätor schon in der Dämmerung, da ihm sein hartes Bett wenig Schlaf gestattete, in eine Papierrolle gewickelt hatte. „Du bist ein geschickter Dieb,“ sagte der Prätor; „das läugnet niemand; und du hast deine Wette in Ehren gewonnen: aber ich will dich für

einen unerreichlichen halten, und dir noch eine Rolle mit hundert Goldgulden geben, wenn du im Stande bist, mir heute Nachts mein liebstes Pferd, meinen Leardo, aus dem Stalle wegzuführen."

Cassandrino stellte sich sehr betroffen an, und erklärte endlich, das sey er nicht im Stande. „Wenn du es nicht kannst," erwiderte der Prätor, „so schlingt sich dir morgen der Strang' um den Hals, und du hangst, Angesichts aller Welt, an der Stadtmauer.

„Ich will es versuchen," sagte Cassandrino; „aber es wird mir schwerlich gelingen. Indessen, Herr Prätor, mögt ihr aus Vorsicht immerhin das Wettgeld bereit halten. „Sofort nahm er Abschied, und sann auf einen Plan.

Unterdessen ließ der Prätor seinen treuesten Bedienten vor sich kommen, und sagte ihm: „Du wirst diese Nacht im Stalle zubringen, wirst dich auf meinen Leardo setzen, und nicht eine Minute absteigen, kurz, alle Vorsicht gebrauchen, daß dir das Pferd nicht wegkomme; denn sonst jag' ich dich spornstreichs aus meinem Dienste. Über dieß laß den Stall mit den

stärksten Schlössern sperren, und alle Fenster genau schliessen.

Alles geschah, wie er befohlen hatte. Die Nacht brach ein, und Cassandrino kam gegen Mitternacht mit seinem gewöhnlichen Werkzeug' angezogen, und fand den Stall mit Schlössern und Riegeln wie eine Festung gesichert. Indessen wußte er alle Weg' und Winkel im Hause, schlich in den Hof, und kam von da glücklich in den Stall. Da saß der Bediente, in festem Schlafe, die Zügel in der Hand, auf dem Pferde; er stutzte nicht wenig über diesen Anblick; indessen hatte er aus dem unerschöpflichen Brunnen seines Schalksinns bald neuen Vorrath gehohlet. Er nahm das Maß von der Höhe des Pferdes, ging in den Garten, nahm von einem Bogengange vier Geländerpflocke, an welche die Weinreben gebunden waren, und kehrte damit in den Stall zurück. Da der Bediente noch fest schlief und schnarchte, schnitt er die Zügel, die jener in der Hand hielt, ab, und brachte so den einen Pflock, den er in der Erde fest gemacht hatte, glücklich unter die eine Seite des Sattels, den er von

dem Rücken des Pferdes ein wenig gelüftet hatte. So gelang es ihm, daß er den Sattel auf die vier Pflöcke hob, und das Pferd im Freyen stand, ohne daß der Bediente wach geworden wäre. Sofort verband er dem Pferde die Füße mit seinem Gewande, damit es leiser auftrat, und führte es mit sich fort.

Der Prätor erwachte mit dem Zwielichte, warf sich in den Schlafrock, und eilte in den Stall. Der Bediente schlief noch fest fort; aber — er saß nicht mehr auf dem Pferde. Er weckte ihn, und, so verdrießlich er war, mußte er doch über die sonderbaren Geberden des Bedienten lachen, der sich nicht überreden ließ, daß es mit rechten Dingen zugegangen seyn sollte.

Cassandrino kam auf Leardo geritten, erhielt seinen Preis, und trieb seine Kunst noch lange fort, zur größten Unterhaltung des Prätors, und zum wahren Verdrusse der Bestohlenen.

* *

* *

„Recht ein artiges Histörchen!“ sagte die Frau vom Hause. „Cateruzza, nun auch eine Schnurre!“

DRITTES MÄHRCHEN.

Sarpafico läßt sich ein Mahl von drey Wichten herücken, und berückt sie dafür drey Mahl.

In einem Dörfchen bey Imola, Postema genannt, lebte vor vielen Jahren ein reicher, reicher Mann, der aber, dabey ein erzarger Filz, sichs an vielem mangeln liefs, und daher ungeachtet all seines Reichthums ein elendes Leben führte. Nina, sein Weib, war ein flinkes, schlaues, muthiges Ding, das gute Ordnung zu halten wufste, und zu keiner Arbeit faul war. Sarpafico, den sie sehr lieb und werth hielt, war nun schon in den Jahren sehr weit vorgerückt, und das Gehen fiel ihm so schwer, daß er fast immer zu Hause huckte, und wenig Bewegung machte, daher ihm denn seine Nina beständig anlag, daß er sich ein Pferd kaufen sollte. Durch vieles Andringen liefs er sich endlich doch bewegen, und ging eines Tages auf den Markt, wo er einen Maulesel fand, der ihm zu seinem Gebrau-

che tauglich schien, und den er um sieben Goldgulden kaufte.

Zu derselben Zeit waren auf dem Markt auch drey lose Gesellen, die auf anderer Leute Kosten zu leben gewohnt waren. Als sie sahen, daß Sarpafico den Maulesel gekauft habe, sagte einer von ihnen: „Hört ein Mahl, Brüderchen, wollt ihr, daß dieser Maulesel unser sey?

„Und wie das?“ — sagten die andern.

„Wir wollen ihm auf der Strasse, die er zu ziehen hat,“ — fuhr der eine fort, — „den Weg abschneiden, damit er Vorsprung gewinne, und wollen von einander in einiger Entfernung bleiben. Dann wollen wir ihm jeder einzeln sagen, daß das Maul, das er gekauft, kein Maul, sondern ein Esel sey. Bleiben wir fest dabey, so ist das Maul unser.“ Die andern zwey nahmen den Vorschlag mit Freuden an, machten sich auf den Weg, und stellten sich so, wie sie überein gekommen waren. Es währte nicht lange, so kam auch Sarpafico angeritten. Der erste grüßte ihn recht höflich, und sagte: „Woher des Weges, wenn ich fragen darf?“

„Dank' euch, guter Freund!“ antwortete Sarpafico; „gerade vom Markte.“

„Ihr habt wohl was Schönes eingekauft!“

„Weiter nichts, als diesen Maulesel.“

„Diesen Maulesel? — Was für einen Maulesel?“

„Den ich hier reite,“ sagte Sarpafico.

„Ihr treibt gern euren Scherz mit mir!“

„Was denn für Scherz?“ sagte der Reiter wieder. „Worin soll wohl mein Scherz bestehen?“

„Sonderbar! Weil es kein Maul, sondern ein gemeiner Esel ist.“

„Was sagt ihr, guter Freund?“ — sagte Sarpafico. „Warum kein Maul? — Wirklich kein Maul? Das muß er einem Narren aufbinden! — Leb' er wohl!“

Hiermit ritt er seines Weges; er war aber kaum drey hundert Schritt fortgeritten, als er auf den zweyten Gefellen stieß.

„Guten Morgen!“ sagte dieser; „woher des Weges?“

„Vom Markte, wo ich einen Maulesel gekauft habe.“

„Ihr habt ihn gewiß voraus geschickt?“

„Wahrhaftig nicht; denn ich reit' ihn hier, wie ihr seht.“

„Lieber Mann,“ sagte der Geselle, „da habt ihr keinen guten Kauf gemacht; denn jedermann wird euch sagen, daß es kein Maul ist, sondern ein Langohr ist.“

„Blitz und Donnerwetter!“ brummte Sarpafico in den Bart, und ritt fort, ohne dem Gesellen nur ein Lebewohl zu sagen. Gegen einer halben Viertelstunde kam er zu dem letzten Gesellen, der den Vorschlag gemacht hatte.

„Guten Tag!“ sagte dieser; „wart ihr im nächsten Dorfe?“

„Auf dem Markte war ich,“ antwortete Sarpafico, „und habe dort das Thier, das ich reite, gekauft.“

„Was habt ihr wohl für den Esel bezahlt?“

„Was für einen Esel?“ schrie Sarpafico, der nun schon vor Zorn beynahe schäumte; „kennt ihr kein Maul mehr?“

„Freylich; sonst würd' ich den Esel hier für eines ansehen! Wollt ihr Scherz treiben?“

„Nein, wahrhaftig nicht,“ antwortete

Sarpafico. „Aber sagt mirs aufrichtig, Freund, meint ihr wirklich, daß es ein Esel sey?“

„Fragt alle Welt, und jedermann wird mit mir einstimmen.“

„Hört ihr,“ fuhr Sarpafico mit sichtbarer Ängstlichkeit fort, „zwey andere haben mir auf dem Wege dasselbe gesagt.“

„Seht ihr! so werdet ihr doch nicht länger mehr zweifeln wollen?“

Sarpafico stieg nun voll Unmuth von seinem Maul' ab, und sagte: „Freund, du hast mich vor einem großen Verdrusse bewahrt; nimm den Esel dafür zum Danke.“ Der Gefelle nahm ihn, und trabte damit, frohes Herzens, seinen Brüderchen zu; Sarpafico aber schlich zu seiner Nina, und erzählte ihr treuherzig, daß er, in der Meinung, ein Maul zu kaufen, einen Esel gekauft habe, und daß ihn erst auf dem Wege drey Wanderer darauf aufmerksam gemacht hätten.

„Nun du liebes Christenkind!“ sagte Nina; „hast du dich doch wieder berücken lassen? — Du wirst ja doch noch ein Maul von einem Esel zu unterscheiden wissen?“

Allmählich kam es auch dem ehrlichen Sarpafico wahrscheinlich vor, daß man ihn ins Netz gekriegt hätte. „Geduld, liebe Nina!“ sagte er; „sey versichert, daß ich es nicht auf mir will sitzen lassen. Haben sie mich ein Mahl an der Angel gehabt, so soll es mir auch kein Hexenstück seyn, sie drey Mahl daran zappeln zu lassen.“

Da er nun unablässig sann, wie er ihnen den Streich bezahlen könnte, konnt' es auch nicht lange hergehen, bis er auf einen glücklichen Einfall kam.

Einer von seinen Nachbarn hatte zwey Ziegen, die einander so vollkommen ähnlich waren, daß man sie schlechterdings nicht von einander zu unterscheiden im Stande war. Diese kaufte Sarpafico, und hieß Nina den folgenden Tag ein gutes Mittagmahl bereiten, zu dem er einige Bekannte bitten würde; auch sollte sie vor allem ein Stück Kalbfleisch kochen, und einige junge Hühner braten. Dann gab er ihr noch einigen Speisevorrath, und sagte, sie sollte auf die gewöhnliche Art eine kleine Torte, und eine schmackhafte Tunkke zurichten. Hierauf nahm er eine von

den Ziegen, band sie an den Zaun im Hofe, und gab ihr zu fressen; die andere aber nahm er an einem Strang', und ging mit ihr auf den Markt. So bald er ankam, nahmen ihn auch die drey Gefellen wahr, gingen auf ihn zu, und sprachen: „Willkommen, lieber Herr Sarpafico? — Was führt ihn auf dem Markt? — Er will gewiß was Schönes einkaufen?—„Ich bin nur gekommen, um Mundvorrath einzukaufen,“ antwortete Sarpafico; „denn ich werde drey gute Freunde bey mir bewirthen. Wollt auch ihr mitkommen, so solls mich freuen, und ihr sollt willkommen seyn.“ Die drey Gefellen nahmen den Antrag freudig auf; und als Sarpafico alles eingekauft hatte, packt' er es auf die Ziege, und sagte ihr in Gegenwart der drey Gefellen: „Geh nun nach Hause, und sage meiner Nina, sie soll das Kalbfleisch abkochen, und die Hühner braten, und eine gute Tunke, und ein feines Törtchen machen; denn ich werde drey gute Freunde zum Mittagmahle mitbringen. Hast du mich verstanden?“ — Nach diesen Worten liefs er die Ziege los, und sie trabte fort, wer weiß, in welche Hän-

de. Sarpafico aber, die drey Gefellen, und noch einige gute Freunde gingen noch ein Mahl über den Markt, und dann nach Sarpafico's Hause. Wie sie in den Hof traten, fiel ihnen gleich die Ziege ins Auge, die an den Zaun gebunden war. Sie zweifelten gar nicht, daß es dieselbe wäre, die Sarpafico vom Markte nach Hause geschickt hatte, und kreuzigten sich nicht wenig darüber; denn, obschon sie Erzschorcken waren, waren sie doch dabey auch erzaberggläubisch. Sie gingen nun in das Zimmer, und Sarpafico sagte zu seinem Weibe: „Nina, hast du alles so gethan, wie ich dir habe sagen lassen?“ — „Alles, lieber Mann!“ antwortete Nina; „das Fleisch kocht, und die Hühner braten schon; aber wie die Torte ausfallen wird, dafür kann ich nicht bürgen. Hätt' ichs nur um ein Viertelstündchen früher gewußt! Sie werden so gütig seyn, meine Herren, und mir es zu Gute halten.“

Da nun die drey Gefellen alles wirklich so sahen, und die Elswaren alle gehörig beym Feuer erblickten, begannen sie sogleich zu sinnem, wie sie diese seltsame Zie-

ge erhaschen könnten. So sehr sie aber fan-
nen, konnten sie doch keine Art, sie zu
kriegen, ersinnen, und das Mittagmahl war
schon zu Ende. Daher sagte endlich der
eine: „Lieber Herr Hauswirth, erweist
uns den Gefallen, und verkauft uns diese
Ziege.“

„Werther Herr,“ antwortete dieser, „sie
ist mir nicht feil; denn ihre unerhörten
Eigenschaften, von denen ihr Augenzeu-
gen seyd, und die ich selbst nicht begrei-
fen kann, sind nicht mit Gelde zu bezahlen.“

Sie drangen so lang' in ihn, bis er end-
lich sagte, sie wär' ihm höchstens für hun-
dert Goldgulden feil. Die Gefellen nahmen
den Kauf mit Freuden an, und Sarpafico
setzte noch die getreue Warnung hinzu:
„Gebt mir aber keine Schuld, wenn euch
der Kauf reuen sollte. Sie ist noch nicht
an euch gewohnt, und zeigt vielleicht die
ersten Tage den Erfolg nicht, den ihr er-
wartet.“ Indessen half keine Warnung; sie
zahlten den verlangten Preis, und führten
die Ziege voller Freuden nach Hause.

„Morgen,“ sagten sie zu ihren Weibern,
„müßt' ihr nichts kochen, als bis wir euch

den Mundvorrath nach Hause schicken." Sie gingen auch den nächsten Tag auf den Markt, kauften Hühner, Gänse, und was sie sonst noch vonnöthen hatten, luden es der Ziege auf, und gaben ihr ausführlichen Unterricht, was sie ihren Weibern sagen sollte. Die Ziege ging fort, und die armen Schelme sahen sie niemahls wieder.

Als die Stunde zum Mittagsessen kam, gingen sie nach Hause, und fragten die Weiber, ob alles so bereitet wäre, wie ihnen die Ziege gesagt hätte. „O ihr Dummköpfe!" sagten die Weiber; „ihr habt euch aufbinden lassen, daß eine Ziege, ein unvernünftiges Thier, reden werde?—Wahrhaftig, ihr seyd dümmer, als eine Ziege!—

Da nun die Gefellen sahen, daß sie betrogen seyen, brannten sie wild auf, nahmen ihre Waffen, und zogen aus, um sich an Sarpafico zu rächen: dieser hatte aber schon vorgesehen, daß er werde auf seiner Huth seyn müssen, und hatte zu seinem Weibe gesagt: „Liebe Nina, nimm diese mit Blute gefüllte Blase, und lege sie unter deinen Latz. Kommen nun diese drey Schelme, so werd' ich dir alle Schuld

geben, werde mich erzürnt anstellen, und mit diesem Messer einen Stich in die Blase geben; du stelle dich dann todt an, falle zur Erde, und laß mich dann für das Übrige sorgen."

Sarpafico hatte kaum ausgeredet, als die drey Gefellen kamen, und auf Sarpafico eindrangen, um ihn zu tödten. Er schrie ihnen aber zu: „Haltet ein! ich habe keine Schuld; warum wollt ihr mir etwas zu Leide thun? — Diese hier ist die Schlange, nicht ich." — Mit diesen Worten nahm er das Messer, und stieß es in die Blase; das Blut strömte hervor, und sie fiel zur Erde. Sarpafico stellte sich nun an, als ob es ihn wieder reue. „Gott!" schrie er, „was hab' ich gethan? — Meine Nina! — Meine Nina!" — Nun ergriff er schnell einen Dudelsack, und blies aus aller Gewalt hinein; während er blies, erhobte sich Nina allmählich wieder, und stand endlich frisch und gesund auf den Beinen da.

Als die Gefellen dieses neue Wunder sahen, ließen sie vor Erstaunen und Ehrfurcht gegen Sarpafico allen Zorn fahren,

und kauften den Dudelsack um zwey hundert Goldgulden.

Eines Tages fügte es sich, daß einer von den Gefellen mit seinem Weib' in Hader gerieth, und ihr den Dolch in die Brust stiefs. Da besann er sich des Dudelsacks, und blies, blies so heftig und unablässig, daß ihm die Backen hätten bersten mögen; aber umsonst; sie war todt. Da der andere Geselle dieses fruchtlose Bestreben sah, nahm er das Schermesser, schnitt dem todten Weibe die Luftröhre auf, und blies nun mit dem Dudelsacke hinein; aber auch diese heilsame Operation wollte sie nicht wieder zum Leben bringen. Sie sahen denn, daß sie abermahls von Sarpafico betrogen seyen, und beschloffen, sich nun ohne alle Barmherzigkeit an ihm zu rächen. Darum hörten sie auch seine Vorstellungen gar nicht mehr an, sondern ergriffen ihn, und steckten ihn in einen dichten Sack, mit dem Vorsatz', ihn im nächsten Flusse zu ertränken. Da sie ihn also eben gegen das Wasser trugen, sahen sie Häfcher auf sie los kommen, die Sarpafico's Weib ausgeschicket hatte. Sie ließen ihn denn

mit dem Sacke liegen, und eilten davon. —

Während Sarpafico so da lag, ging der Hirt mit seiner Herde vorüber, und hörte eine klägliche Stimme: „Ich will sie nicht nehmen, denn ich kann sie nicht nehmen: ich weiß schon warum.“ Der Hirt stand ganz versteinert da, denn er wußte nicht, woher die Stimme käme: er sah hin und her, und erblickte endlich den Sack. Er trat hinzu, und als es Sarpafico merkte, schrie er überlaut; der Hirt löste nun den Sack auf, und fragte ihn, warum er einen solchen Lärmen aufschlüge. Sarpafico sagte ihm denn, daß ihn der Herr von der Stadt zwingen wolle, eine seinige Tochter zu heirathen, daß er sie aber nicht heirathen könne und wolle, weil er ein Gelübde gethan, sich gar nicht zu beweiben. Der einfältige Hirt glaubte seinen Worten, und sagte: „Meint ihr wohl, Herr, daß er mir sie geben würde?“ — „Ich glaube: ja,“ antwortete Sarpafico, „aber nur wenn du dich, wie ich hier, in den Sack binden lässest. Der Hirt schloß mit Freuden hinein, Sarpafico schnürte den Sack

tüchtig zu , und ging mit der Herde weiter. Es währte keine Stunde , so kamen die drey Gefellen zurück , packten den Sack auf , ohne mehr einmahl hinein zu sehen , und warfen ihn in den Fluß , wo der arme Schelm kläglich umkam. Die drey Gefellen , die nun ihren Groll auslassen zu haben wähten , kehrten freudig nach ihren Wohnungen , und als sie auf die Herde stießen , wandelte ihnen die Lust an , ein Paar Lämmer zu stehlen. Mit einem Mahl' erblickten sie aber Sarpafico als den Hirten dabey , und hielten die ganze Sache für ein offenbares Zauberspiel. Sie gingen auf ihn zu , und bathen ihn , diesen wunderbaren Fall zu erklären. „Ihr Narren!“ antwortete ihnen Sarpafico ; „wenn ihr mich noch zehn Mahl so tief verlenkt hättet , so wär' ich euch mit einer zehn Mahl so grossen Herde wieder empor gekommen.“

„Sarpafico,“ sagte der eine , „wir schwören , dir kein Leid mehr zufügen zu wollen , und dir gar keine Nachstellung mehr zu machen , wenn du uns dieses nützliche Geheimniß lehrst.“ „Warum nicht?“ er-

wiederte dieser; er stellte sie sofort in drey dichte Säcke, führte sie an den Fluß, und stieß sie mit einem Mahl' alle drey hinunter. Sie schwammen dem Schafhirten nach, und Sarpafico kehrte mit seiner reichen Herde nach Hause.

* * *

Erithräa erzählte nun eins.

VIERTES MÄHRCHEN.

Theobald, Fürst von Salerno, will seine einzige Tochter Doralice zum Weibe.

Theobald, Fürst von Salerno, hatte eine kluge Gemahlinn, von edler Abkunft, die ihm eine Tochter gebar, welche an Schönheit und Anmuth jedes Mädchen von Salerno übertraf. Als seine Gemahlinn, die im Alter schon sehr weit vorge-rückt war, auf das Todtenbett kam, bath sie ihren Gemahl, den sie herzinniglich liebte, keine andere zum Weibe zu nehmen, als jene, welcher der Ring, den sie be-

ständig trug, genau an den Finger passen würde, indem er sonst mit jeder anderen unglücklich seyn dürfte. Theobald, der seine Gemahlinn nicht weniger liebte, als sie ihn, vermaß sich hoch, daß ihn nichts vermögen sollte, ihr Geheiß aufs strengste zu erfüllen.

Nachdem nun die Fürstinn gestorben, und mit aller Pracht bestattet war, dachte er daran, sich mit einer andern Gemahlinn zu verbinden. Um aber dem Willen der Verstorbenen und seinem eigenen Schwur nachzukommen, ließ er überall kund machen, daß er sich zu verheirathen willens wäre. Alle Väter, die auf eine solche Verbindung hoffen durften, brachten ihre Töchter: Theobald stellte aber mit jeder den Versuch an, ob ihr der Ring paßte, und unter allen, die da kamen, war nicht eine einzige, der er nicht zu enge oder zu weit gewesen wäre.

Theobald ward beynahe unruhig darüber; indessen fügte es sich eines Tages, daß Doralice, Theobalds Tochter, mit ihm zu Tische saß. Sie nahm den Ring, den der Vater immer neben sich auf einer sil-

bernen Schüssel liegen hatte, und steckte ihn an den Finger. „Seht doch, Vater!“ sagte sie, „wie ungemein mir der Ring am Finger paßt!“

Theobald sah hin, und fand es wirklich so. Das war ein Donnerstreich für ihn; er war wie betäubt, sprang dann vom Tisch auf, und eilte auf sein Schlafzimmer.

Die Folge einer ungestümen Nacht war, daß er sich nach seinen abergläubischen Begriffen durch seinen Schwur der Natur zum Trotze für verbunden hielt, seine eigene Tochter zum Weibe zu nehmen. Er ließ sie denn vor sich kommen, und trug ihr die ganze Geschichte des Ringes, nebst seinem Entschlusse vor. Doralice erschrak über diesen widernatürlichen Voratz, und schlich bestürzt auf ihre Kammer, setzte sich in einen Winkel, und weinte.

Ihre Amme, die einzige Vertraute ihres Herzens, sah sie weinen, und nöthigte ihr endlich das Geständniß ihres Kammers, und der Ursache desselben ab. Die ehrliche, fromme Amme, die Theobalds Hartnäckigkeit, mit der er jeden Entschluß ungeachtet aller Hindernisse ausgeführt hatte,

wohl kannte, zitterte, und sann nun ohne Unterlaß, wie sie dieser schändlichen That durch List vorkommen könne.

In der Kammer der verstorbenen Mutter stand ein sehr schöner, besonders fein und künstlich gearbeiteter Schrank, in dem das Fräulein seine Kleider und Kostbarkeiten bewahrte, und den niemand öffnen konnte, als die weise Amme. Diese nahm nun alles, was darin war, heimlich heraus, und stellte ein Fläschchen mit Saft, den sie zu bereiten wußte, hinein, der so vortrefflich war, daß, wer immer einen Löffel voll davon verschluckte, lange Zeit, ohne eine andere Nahrung, aushalten konnte. Sie hieß denn das Fräulein hinein treten, und beschwor sie, so lange darin zu bleiben, bis ihr Vater von seinem ruchlosen Vorhaben abstehen würde.

Das Fräulein willigte gern ein, und ward in den Schrank gesperrt. Als Theobald seine Tochter vermißte, begann er zu toben und zu rasen; er drohte jenem den Tod, der sie ihm geraubt haben würde. In diesem Zustande kam er eines Morgens auf das Zimmer, in dem der Schrank stand. Er

konnt' ihn nicht ohne heftige Gemüths-
bewegung ansehen, und befahl daher, ihn
fortzutragen, und zu verkaufen, damit
seine Augen nicht mehr diesen Anblick zu
ertragen hätten. Die Bedienten luden ihn
sogleich auf die Schultern, und trugen ihn
auf den Vorhof hinunter, wo ihn ein Kauf-
mann aus Genua sah, dem die vortreffliche
Arbeit daran so gut gefiel, daß er ihn dem
Bedienten um einen hohen Preis abhan-
delte, und zu Schiffe bringen ließ.

Die Amme war voller Freuden, daß ihre
List so guten Erfolg hätte, obschon ihr um
das Leben des Fräuleins ein wenig bange
ward. Der Kaufmann ging nun zur See,
und landete an der Insel Britannia, heut
zu Tag' England genannt, wo der König
eben Jagd hielt, und eine edle Hirschkuh
verfolgte.

Der König war von dem heftigen Nach-
setzen sehr ermüdet, und da er das Schiff
erblickte, verlangte er einen Trunk. Der
Kaufmann, der sich anstellte, als ob er
den König nicht kenne, reicht' ihm diesen
liebreich, und bath ihn endlich, auch das
Innere seines Schiffes zu besehen. Als der

König diesen schönen Schrank erblickte, gefiel er auch ihm besonders wohl; er legte dem Kaufmann' einen so hohen Preis darauf, daß ihn dieser mit Freuden hergab. Der König ließ ihn hierauf nach seinem Pallaste bringen, und in seine Schlafkammer stellen. Er ging täglich auf die Jagd, und Doralice, die alles, was im Zimmer vorging, hörte, begann nun, auf bessere Zeiten zu hoffen. So bald der König auf die Jagd gegangen, und sie im Zimmer allein war, ging sie aus dem Schranke, und ordnete die Einrichtung des Zimmers anders, als zuvor, machte das Bett, und legte eine Decke mit großen, schönen Perlen darauf: über dies beräucherte sie es auch mit köstlichen Wohlgerüchen von Rosen und Veilchen, die ihr die sorgfältige Amme mitgegeben hatte. Das wiederholte sie mehrere Tage, ohne daß sie jemand gesehen hätte, und der König wunderte sich ungemein. Er erkundigte sich bey seiner Mutter und ihren Fräulein, wer ihm wohl diese artige Sorgfalt bewiese; aber niemand konnt' ihm Auskunft geben.

Er stellte sich daher eines Tages an, als

ob er auf eines seiner Schlösser, das zehn Meilen weit entlegen war, ginge, versteckte sich aber in dem Zimmer neben seiner Schlafkammer, und lauschte an einem Ritze, was geschehen werde. Es währte nicht lange, als die schöne Doralice aus dem Schranke hervor trat, und ihr tägliches Geschäft vornahm: nachdem sie damit zu Ende war, wollte sie wieder in den Schrank gehen; da sprang der König, von ihrer Schönheit hoch gerührt, hervor, faßte sie an der Hand, und war von dem Seltsamen dieser Erscheinung wie bezaubert. Er fragte sie endlich, wer sie wäre; und das Mädchen antwortete ihm zitternd, sie sey die Tochter des Fürsten von Salerno, die Art aber; wie sie in den Schrank gekommen, wisse sie selbst nicht. Der König liebte sie so heftig, daß er sie in wenigen Tagen zur Gemahlinn nahm, worauf er mit ihr zwey Söhne erzeugte.

Der ungestüme Theobald war unterdessen unglücklicher Weise auf die Vermuthung gerathen, daß seine Tochter in dem verkauften Schranke versteckt gewesen sey. Nach langwieriger Erkundigung macht' er

endlich den Kaufmann aus Genua ausfindig, der ihm sagte, daß er den Schrank, ungeöffnet, an den König in England verkauft habe. Dafs war Theobald im Herzen froh; er reiste nach England, und stellte an den Mauern des königlichen Pallastes verschiedene Waaren zum Kauf aus, worunter Spindeln und Spinnrädchen, von schönstem Schnitzwerk, und dicht vergoldet, waren. Die Hoffräulein, die es aus den Fenstern sahen, meldeten es der Königin. Diese liefs ihn rufen, und er kam hinauf, ohne von jemand erkannt zu werden. Die Königin fragte ihn nun, was er für seine Waaren verlange. „Viel,“ antwortete er; „wenn ihr mich aber nur eine Nacht auf dem Zimmer eurer zwey Söhne schlafen laffet, so mach’ ich euch mit all diesen Waaren gern ein Geschenk. Die gute harmlose Königin, der die Hoffräulein zuzischten, liefs sich überreden, und willigte ein. Indessen beschlofs sie doch, ihm zuvor einen Schlaftrunk reichen zu lassen.

Die Nacht kam; es ward ihm ein herrliches Bett in der Schlafkammer der Prinzen angewiesen, und eins von den Fräu-

lein sagte: „Seyd ihr durstig, lieber Alter?“ — „Ja,“ antwortete Theobald. Da reichte ihm das Fräulein den Becher mit Schlaftrunk; der schlaue Theobald trank ihn aber nicht, sondern goß ihn heimlich aus, und ging zu Bette.

Von diesem Zimmer war ein Ausgang, der zu der Wohnung der Königin führte. Durch diesen schlich Theobald um Mitternacht an der Königin Bett, nahm das Messer, das sie des Tages immer bey sich trug, und nun neben dem Bette hängen hatte, eilte damit zurück, tödtete die zwey unschuldigen Knäblein, steckte das blutende Messer geschwinde wieder in die Scheide, und liefs sich sofort an einem Stricke zum Fenster hinunter. Mit einbrechendem Morgen aber liefs er sich den Bart abnehmen, legte andere Kleider an, und ging durch die Stadt.

Als die Ammen die todten Knäblein fanden, liefen sie zum König und der Königin, und in wenigen Minuten war diese schreckliche Nachricht weit und breit ausgebracht. In der Stadt wohnte ein alter Astrologe, der tiefe Einsicht in die verbor-

gensten Dinge hatte. Diesen liefs der König vor sich rufen, und fragte ihn um den Mörder seiner Kinder. Der Astrologe sagt' ihm aber leif' ins Ohr, daß er alle Männer und Weiber am Hofe, welche Messer an der Seite tragen, erscheinen lassen sollte, und jene, deren Messer beblutet seyn würde, diese sey die wahre Mörderinn seiner Kinder. Der König liefs sie alle rufen, und ihre Messer besehen; aber es fand sich nichts. Er ging daher den Astrologen noch ein Mahl an; dieser fragt' ihn aber, ob alle durchsucht worden wären. „Alle,“ antwortete der König, „die alte Mutter, und die Königinn ausgenommen.“ „So laß auch diese untersuchen,“ sagte jener wieder. Der König eilte, zog selbst die Messer aus den Scheiden; sieh da! — der Königinn Messer war voll Blut. Der König schrak fürchterlich zusammen; endlich schrie er: „Unerhörte Grausamkeit! — Widernatürliche Mutter! — Du sollst den Gräuel büßen.“ Sofort befahl er, sie nackt bis an den Hals in die Erde zu graben, und mit guten Speisen zu füttern, damit sie länger lebe, und ihr die Würmer unter den schreck-

lichsten Schmerzen das Fleisch von den Knochen nagten. Die Königin erboth sich, im beruhigenden Bewußtseyn ihrer Unschuld, zu jeder Marter.

Unterdeffen hatte aber Theobald im Überdrange seiner Wuth der Amme zu Hause seine That entdeckt, und auch ihr, als der Urheberinn der Entführung seiner Tochter, nach dem Leben gestrebt. Sie entkam ihm aber, und eilte Tag und Nacht, um bey ihrem ehemahligen Säuglinge Schutz zu finden.

Da sie die Königin in diesem kläglichen Zustande fand, bath sie, vor den König gelassen zu werden, und erzählte ihm die ganze Gräuelthat. Der König, der seine Gemahlinn inniglich liebte, gab ihr willig Gehör, ließ die Königin wieder frey, und zog mit einem Kriegsheere wider Theobalden aus, den er bald überwand, und gefangen nahm. Theobald gestand sein Verbrechen; der König verzieh ihm um Doralicens Thränen und Bitten willen, und sie lebten alle glücklich und vergnügt.

*

*

*

Nun war es an Ariannen.

(*Nächte, I. Th.*)

a

FÜNFTES MÄHRCHEN.

Demetrio ertappt sein Weiblein über der That.

Vor vielen Jahren lebte in Venedig ein Handelsmann, Demetrio mit Nahmen. Er hätte gern einige Nachkommenschaft gehabt, und nahm sich denn ein munteres, junges Weibchen; sie hieß Polixene, und er liebte sie von ganzer Seele. Er kleidete sie prächtig, machte ihr jedes Vergnügen; kurz, alles, was ihre Augen sahen, und ihr Herz verlangte, das hatte sie auch schon.

Indessen, da Demetrio ein Kaufmann war, fielen ihm manchemahl langwierige Reisen vor; und so fügte es sich ein Mahl, daß er nach Cypern reisen mußte. Er versah daher sein Haus mit überreichem Vorrathe von aller Gattung, und ließ seine Polixene, von der er sich unter häufigen Zählen trennte, mit ihrem Dienstmädchen allein. Polixene lebte nun in Saus und Braus, als köstlich, trank vortrefflichen Wein, und — wer weiß nicht, was

sich zum guten Mahl' und Trunke so leicht gefellt? — Sie begann sehr bald, die Abwesenheit ihres Mannes zu empfinden, und da sie von sehr feurigem Temperamente war, faßte sie auch bald ein Jüngling, der in ihrer Gegend wohnte, ins Auge. Der Jüngling war blühend und wohlgemuth; er bemerkte also bald, wo Polixenen der Schuh drückte. Wie es geschah, daß sie sich allmählich näher traten, und endlich gar zur Sprache kamen, das kümmert uns nicht; wir wollen nur erinnern, daß ihn Polixene bald heimlich zu sich ins Haus führte.

So trieben sie es mehrere Monathe fort; an den ehelichen Demetrio ward beynahe nicht mehr gedacht; während er in Lebensgefahr auf dem Meere schwimmen mochte, schwamm man zu Hause in ununterbrochenem Vergnügen. Demetrio hatte nun seine Geschäfte in Cypem geendigt, und kehrte mit reichem Gewinne zurück. Hier fand er seine geliebte Polixene, die bey seinem Anblicke zahllose Thränen vergoß. Demetrio fragte sie, warum sie wohl so weine; und sie antwor-

tete, daß es Freudenthränen über seine Wiederkunft seyen. Der gute Mann glaubte ihr aufs Wort, und drückte sie mit herzlichem Danke für ihre Zärtlichkeit an seine Brust. Es währte keinen Monath, so riefen ihn wieder andere Geschäfte auf eine neue Reise. Polixene weinte abermahls bitterlich, und Demetrio fragte wieder: „Liebes Weib, warum weinst du so?“ „Es sind Schmerzensthränen über deine nochmalige Abreise,“ antwortete sie. Demetrio sprach ihr liebevoll Muth und Trost ein, und ging an Bord. Der Jüngling, der vor Liebe zu Polixenen brannte, konnte die Stunde seiner Abreise kaum erwarten: so bald nun Demetrio zu Schiffe gegangen war, kam er zu Polixenen. Indessen ging er mit seinen Besuchen zu unklug an, als daß er nicht von Manusso, einem Gevatter des Demetrio, der gerade gegen über wohnte, hätte bemerkt werden sollen. Manusso war seines Gevatters aufrichtiger Freund, und ward denn aufmerkamer, um sich von der Lage der Sachen vollkommen zu überzeugen. Er war auch in wenigen Tagen nur zu vollkommen überzeugt; denn

er nahm wahr, daß der Jüngling auf ein gewisses Zeichen, zur bestimmten Stunde, ins Haus ging, und mit der Gevatterinn freyer, als es ihm ziemte, scherzte. Indessen wollte er nicht zur Unzeit Lärmens machen, sondern die Rückkunft seines Gevatters abwarten. Dieser blieb auch nicht lang' aus.

Als er kam, und an der Thür pochte, sprang das Dienstmädchen die Treppe herunter, und schlug mit weinenden Augen die Thür auf; auch Polixene eilte, was sie konnte, und flog ihm in die Arme; Demetrio war in diesem Augenblicke der glücklichste Mann von der Welt. Er war von der Reise ganz abgemattet, und ging sehr bald zu Bette. Es währte wieder nicht lange, so mußte er nach Apulien um Öhl fahren. Als es Manusso erfuhr, beschloß er, ihn nicht länger mehr in seinem schimpflichen Wahne zu lassen, und lud ihn eines Tages auf Mittag zu sich. Manusso, dem es leid that, daß er seinen Freund mit einer so unangenehmen Nachricht kränken mußte, schlich im Gespräch immer von fern herum, und sagte end-

lich, daß er ihm etwas von der größten Wichtigkeit zu vertrauen habe. „Du kannst in all und jedem auf mich rechnen,“ sagte Demetrio, „und weißt es doch, wie ich hoffe. Hast du jemanden ermordet?“ —

„O nein,“ sagte Manusso; „ich hab’ aber deine Ehre morden gesehen.“

„Sprich deutlicher!“ sagte Demetrio.

Manusso erzählte ihm nun alles, was er auf dem Herzen hatte, und Demetrio meinte, vor Wehmuth zu vergehen. So hoch sich Manusso vermaß, so war es ihm doch unmöglich, an den Thränen und der Treue seines Weibes zu zweifeln.

„Wenn du thust, was ich dir rathe, so sollst du dich mit eignen Augen überzeugen,“ sagte jener; Demetrio schlug ein, und Manusso gab ihm den Rath, sich anzustellen, als ob er wieder eine Reise vornehmen wollte, zu Schiffe zu gehen, aber so heimlich als möglich in seine Wohnung zurück zu kehren. Gesagt, gethan; Demetrio schützte ein Geschäft vor, und machte sich zur Abreise fertig. Polixene nahm wieder einen rührenden Abschied von ihm, und Demetrio gab sich alle Mühe, die Ko-

mödie so gut als möglich mitzuspielen, küßte sie, und ging an Bord, kehrte aber heimlich zu seinem Freunde zurück.

Es währte nicht eine Stunde, so fiel ein so heftiger Regenguß, der alles zu verwüsten drohte, und die ganze Nacht nicht nachließ. Der Jüngling, der die Abreise des Kaufmanns schon erfahren hatte, achtete auf Regen und Wind nicht, sondern wartete die bestimmte Stund' ab, ging auf das gegebene Zeichen ins Haus, und umarmte seine geliebte Polixene. Demetrio, der es durch ein Loch im Fensterbalken seines Freundes sah, stand wie versteinert da, und wagt' es vor Schmerz und Scham kaum, ein Aug' aufzuschlagen. Manusso sprach ihm Muth ein, und sagte: „Komm, Freund! nimm nun diese Kleider, oder vielmehr Lumpen, in denen du wie ein Bettler aussehen wirst; gehe gebückt; beschmiere dir Gesicht und Hände mit Gassenkoth', als ob du gefallen wärst; verstelle die Stimme; geh' ans Haus hinüber, und bitte kläglich um Herberge.“

Demetrio that es, und pochte drey Mahl an der Thür. Das Mädchen kam ans Fen-

ster, und rief: „Wer pocht da?“ — „Ein alter, armer Mann,“ antwortete Demetrio mit abgebrochener Stimme; — „der Regen tödtet mich beynahe; ich bitt’ euch um Gottes willen um ein Nachtlager.“

Das Mädchen war gegen Arme eben so weichherzig, als Frau Polixene gegen ihren Liebhaber; sie lief denn gleich zu ihrer Frau, und bath, den Bettler einlassen zu dürfen.

„Warum nicht?“ sagte Polixene; „er kann sich am Herde trocken, und fleißig Holz auflegen, damit sich die Hühner geschwinder braten.“

Das Mädchen ließ ihn nun ein, hieß ihn an den Herd setzen, und befahl ihm, den Bratenwender zu drehen.

Als er eine Weile da saß, kamen Polixene und der Jüngling, Hand in Hand, in die Küche, grüßten den Alten, und wunderten sich über sein Aussehen. „Wie heißt du denn, guter Alter?“ — sagte Polixene. „Liebetreu,“ antwortete Demetrio. „So hast du ja meinen Nahmen,“ sagte sie, und drückte dabey ihrem Jüngling’ einen heißen Kuss auf die Lippen. Deme-

trio seufzte im Herzen, und drehte seinen Bratenwender fort. Als es nun ans Nachtmahl kam, setzten sich die beyden Liebenden zu Tische, und das Mädchen kehrte zu dem Alten zurück. „Meine Frau hat einen Mann,” sagte sie, „der sie recht herzlich lieb hat, und es ihr an nichts fehlen läßt. Aber Gott weiß, wo er jetzt seyn wird, und wo ihn dieser Sturm hin verschlagen hat. Mich dauert er, der gute Herr; denn seine Frau berückt ihn jämmerlich, und hat einen andern, mit dem sie sich über seine Abwesenheit tröstet.”

Der Alte konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun, und stand mit einbrechendem Zwielficht' auf, dankte dem Mädchen für die Kost und Herberge, und schlich unbemerkt zu seinem Gevatter Manusso.

„Gevatter,” sagte er, „ich habe mehr gesehen, als ich verlangt habe. Sprich, was soll ich jetzt thun? denn mein Kopf ist zu verwirrt, als daß ich mir selbst einen Rath geben sollte.”

„Reinige dich nun,” sagte Manusso, „nimm deine Kleider wieder, gehe nach Hause, und schütze vor, daß dich der

Sturm gehindert habe, die Reise anzutreten. Hab' aber genau Acht, daß er dir nicht entwischt; denn, wenn er deine Ankunft hört, wird er sich im Haus' irgendwo verbergen. Hast du ihn selbst noch ertappt, dann bist du Herr, und kannst aus ihm und deinem Weibe machen, was du willst."

Demetrio that alles, was ihm sein Freund rieth, ging nach Hause, und pocht' an der Thür. So bald das Mädchen sah, daß es der Herr sey, lief sie zu der Kammer ihrer Frau, die noch zu Bette lag, und meldete ihr diese unvermuthete Rückkunft. Die Frau sprang auf, warf sich ins Gewand, und versteckte den Jüngling, der noch im Hemde war, in den Schrank, in dem sie ihre besten Kleider hatte. Sofort lief sie ihrem Mann' auf die Treppe entgegen, und schrie: „Nun, Gottlob, daß du hier bist! ein Engel hat dich von der Reise zurück gehalten; denn beynahe hab' ich gewähnt, du seyst verloren."

Demetrio ging nun in die Schlafkammer, und sagte: „Liebes Weib, ich habe diese Nacht kein Auge zugethan, und bin

sehr schläfrig. Ich will ein wenig ausruhen. Während ich aber schlummre, mag das Mädchen nach deinen zwey Brüdern gehn, und sie auf Mittag zu mir zu Tische bitten.“ „Warum denn gerade heute?“ sagte Polixene; „du kannst sie ja ein anderes Mahl laden. Es regnet, und das Mädchen glättet eben unsre Hemden.“

„Morgen haben wir vielleicht schöneres Wetter,“ sagte Demetrio, „und dann muß ich fort.“

„So rufe dir deinen Gevatter Manusso die Strafe herüber,“ sagte sie wieder.

„Gerade recht,“ erwiederte Demetrio; „Manusso und deine Brüder sollen kommen.“ Polixene konnte nichts mehr einwenden; sie erschienen alle, und speisten mit einander.

Nach Tische sagte Demetrio: „Ich hab’ euch noch nie gezeigt, was für Kleider und Hausgeräth’ eure Schwester von mir bekommen hat; nun haben wir gerade Muße dazu. Steh’ auf, Polixene, und zeige deinen Brüdern, was du hast.“

Sie stand auf, und zeigte ihnen ganze Schränke und Magazine voll Wäsche,

Öhl, köstliche Weine, Geschmeide, und alle Arten von Waaren. Die Brüder erstaunten über den Reichthum und die kostbaren Perlen, Smaragde und Demante. „Was däucht euch nun?“ sagte Demetrio; „hab’ ich eure Schwester gut behandelt oder nicht?“ — Alle antworteten einhellig, daß er mehr als zu viel an ihr gethan.

„Nun zeig’ uns auch deine Kleider,“ sagte Demetrio; Polixene sagte aber mit zitternder Stimme: „Warum auch noch die Kleider? — Sie haben ohne dieß deine Großmuth hinlänglich bewundert.“

Demetrio bestand darauf, daß sie die Kleiderschränke öffnen sollte; sie öffnete zwey, und nun war nur noch einer, aber gerade der bedenklichste, übrig. „Vergib mir,“ sagte Polixene; „ich finde den Schlüssel nicht.“ Demetrio sprach aber kein Wort, ging in die Küche, hohlte einen Hammer, und schlug so derb auf den Schrank, daß die Flügel aufsprangen. Da stand der Liebhaber, im Hemde, vor Furcht zappelnd, und von allen erkannt. Polixenens Brüder brannten vor Wuth,

und hätten beyde Verbrecher an der Stelle getödtet, wenn lie nicht der großmüthige Demetrio selbst abgehalten hätte. „Laßt ab,“ sagte er, „und antwortet nur auf die Frage, ob ich diese Behandlung verdient habe? ob es billig ist, daß sie mir so mitspielt, da ich sie doch unaussprechlich liebe? Polixene, ich bedaure dich; du bist das Opfer deines Leichtsinnes geworden. Nimm deine Kleider, und alles, was du von mir erhalten hast; zieh aber fort von mir, und lern' erkennen, was du im Stande des Überflusses verkannt hast!“

Die Brüder führten sie fort, ermordeten sie aber vor der Thür, und den Liebhaber jagte Demetrio am hellen Tag' im Hemde zum Hause hinaus.

ZWEYTE NACHT.

Isabelle erzählte diesen Abend zuerst.

ERSTES MÄHRCHEN.

Galeot, ein König, hat eine Schwein zum Sohne.

Ein König vermählte sich einst mit der Tochter eines anderen nachbarlichen Königs, Ersilia mit Nahmen, der an Schönheit und Tugend keine von allen Prinzessinnen gleich war. Der König war ein so milder und liebevoller Herr, der sich so ganz seinem Volke widmete, und in allem auf sein Wohl bedacht war, so, daß niemand gegen ihn zu murren oder zu klagen hatte.

Eines Tages ging Ersilia nach Tisch' im Garten spazieren, und erkielte sich einen angenehmen Rasenplatz, auf dem sie sich nieder setzte; und da die Vögel im Gebüsche so angenehm sangen, und der Wind so kühl wehte, überließ sie sich einem leichten Schlummer.

Da flatterten drey Feyen vorüber. Sie hielten an in ihrem Fluge, als sie die liebliche Schläferinn so reizend hingegossen sahen, und bewunderten sie. Sie fanden auch so großes Wohlgefallen an ihr, daß sie alle drey einhällig beschloßen, ihr jede eine Gabe zu geben.

Die erste sagte: „Ich will, daß dieses holde Mädchen unverletzlich sey, und daß sie in der ersten Brautnacht befruchtet werde, und einen Sohn gebäre, dem keiner auf Erden an Schönheit gleiche.“

Die zweyte sagte: „Und ich will, daß sie niemand beleidigen könne, und daß ihr Sohn alle an Tugend und Tapferkeit übertreffe.“ Die dritte aber sagte: „Ich will, daß sie das vernünftigste Weib werde, daß aber der Sohn, den sie empfängt, am ganzen Leibe mit Schweinborsten überdeckt sey, und sie nicht verliere, bis er nicht drey Weiber gehabt hat.“

Mit diesen Worten flatterten die drey Feyen weiter.

Ersilia erwachte bald hernach, stand auf, pflückte sich ein Blumensträußchen, und kehrte in den Pallast zurück. We-

nige Tage nachher fühlte sich Ersilia schwanger, und gebar sofort einen Sohn, der die förmliche Gestalt eines Schweines hatte. Der König und die Königin waren untröstlich; niemand wußte sich dieses Wunder zu erklären. Der König beschloß im ersten Anfalle des Schmerzens und der Wuth, dieses Ungethüm zu vertilgen; da er aber wieder erwog, daß es sein Fleisch und Blut sey, überwog das Gefühl des Vaters, und er beschloß, das junge Schwein mit aller Sorgfalt erziehen zu lassen, die er seinem Sohne schuldig wäre.

Auch zeigte das Söhnlein, das nun mit aller Aufmerksamkeit genährt wurde, einige verborgne Merkmahle der Menschheit. Es kam öfters zu seiner Mutter, und pflegte sich dann auf die hinteren Füße zu erheben, und die vorderen mit dem Rüssel der Mutter in den Schoofs zu legen. Eben so wenig konnte die Mutter ihre Gefühle unterdrücken; sie herzte und streichelte ihr borstiges Kind mit aller Liebe. Als nun das Schweinlein etwas größer geworden war, begann es zu

allgemeiner Verwunderung mit menschlicher Stimme zu sprechen; auch ging es in der Stadt durch alle Strassen herum, und wo es Unrath fand, wälzte es sich, nach der Sitte seines Geschlechts, hinein. Wenn es sich so recht beschmutzt hatte, lief es zu den Ältern nach Hause, und schmielte sich an ihre Kleider, so daß es alles befudelte und verdarb.

Eines Tages kam es wieder über und über beschmutzt nach Hause, und sprang wieder auf seine Mutter, und sagte: „O Mutter, gute Mutter! ich möchte mich gern verheirathen.“

„O du kleines Närrchen,“ sagte die Mutter; „was fällt dir ein? — Wer würde sich wohl zu einem solchen Manne bequemen?“

Das Söhnlein grunzte, und bestand darauf, daß es durchaus ein Weib haben wolle und müsse.

Die Königin war in Herzensnoth, und berathschlugte sich mit dem Könige, was wohl in der Sache zu thun sey. Der König war nicht weniger in Verlegenheit, als seine Gemahlinn, und bath sich Bedenkzeit aus. Unterdessen war aber das Söhn-

lein schon wieder zur Mutter gekommen , und hatte gesagt : „Mutter , Mutter , ich lasse nicht nach , bis ich das Mädchen , das ich heute gesehen habe , als Weib besitze ; denn es gefällt mir ungemein.“ Dieses Mädchen war nun die Tochter eines armen Weibes , welches drey Töchter hatte , von denen die eine immer schöner , als die andere , war. Als die Königin dieses vernahm , ließ sie das Weib zu sich holen , und sagte : „Liebes Mütterchen ! ihr seyd arm ; willigt ihr aber in das , was ich euch vorzutragen habe , so sollt ihr bald reich werden. Gebt eure Tochter meinem Sohne.“ Die alte Mutter brachte die Nachricht ihrer Tochter , und wußt' ihr so schmeichelhaft zuzureden , daß sie am End' ihre Einwilligung gab.

Nun war bald alles in Ordnung ; das Schweinlein hüpfte und sprang vor Freuden ; die Braut ward herrlich ausgestattet , und ihrem künftigen Gemahle zugeführt. Dieser war aber so unartig , und sprang mit seinen Vorderfüßen so oft auf die schönen Kleider der Braut , daß sie ihn zurück stieß. Der Prinz stutzte über diese

Behandlung : es wartete aber noch etwas Fürchterlicheres seiner ; denn die Braut hatte im Herzen nicht mehr und nicht weniger beschloffen , als ihn des Nachts zu ermorden.

Die Stunde der Ruhe kam ; das Brautpaar ging zu Bette ; der Prinz aber , der ihren Voratz , als sie ihn heimlich ihrer Schwester mittheilte , vernommen hatte , stellte sich an , als ob er schlief , und drückte ihr seine scharfen Borsten so stark in die Brust , daß sie an der Stelle todt blieb.

Als die Königin den nächsten Morgen ihre neue Schnur besuchen wollte , fand sie sie im Blute liegen , und der Prinz entschuldigte sich damit , daß er weiter nichts gethan habe , als was sie ihm zu thun Willens gewesen sey.

Es verflossen wenige Tage , als der Prinz wieder mit Bitten und Drohungen in die Mutter drang , ihm eine von den andern Schwestern zur Frau zu geben. Die Königin macht' ihm hundert Einwürfe : da er aber ungeachtet aller Beweggründe darauf bestand , fragte sie abermahls den König um Rath. Der König wollt' es nicht

zugeben. Die Königin war aber schon erweicht, und ließ das alte Mütterchen noch ein Mahl zu sich rufen. Alles ward wieder, wie das erste Mahl, abgethan; da aber die zweyte Tochter mit ihrer Schwester die nähmliche Absicht hatte, so tödtete er auch diese in der Brautnacht, und entfernte sich eilig vom väterlichen Hause.

Er kehrte nach einigen Stunden wieder zurück, und entschuldigte sich wieder damit, daß er nichts gethan habe, als was sie ihm würde gethan haben.

In kurzer Zeit verlangte er die dritte Schwester. Er ging nun gerade zum Vater, der noch im Bette lag, stieg wieder mit den Vorderfüßen auf das Bett, und brachte sein Verlangen an. „Geliebter Sohn,“ sagte der Vater, „ich gewähre dir dein Verlangen; denn gerade heute hat mir im Traum eine Erscheinung zugespelt, daß ich dir deine Bitte nicht abschlagen soll.“ Der Prinz lief nun freudig zu seiner Mutter; die Mutter machte sogleich alle Anstalten, und die Vermählung mit der dritten Tochter ging vor sich.

Sie gingen zur Ruhe; und da der Prinz aus der unschuldigen und gefälligen Miene seiner neuen Gemahlinn gar keinen Verdacht schöpfte, hielt er sich sehr ruhig, beleckte ihr die Hände, sprang mit frühem Morgen hinaus, und tummelte sich vergnügt auf dem Felde herum. Als die Königin den nächsten Tag kam, und so weiter nichts, als das nähmliche Schauspiel zu finden hoffte, war sie ungemein vergnügt, daß sie ihre Schnur so wohl behalten und zufrieden antraf.

Nach einigen Tagen war der glückliche Zeitpunkt vorhanden, daß die Feye Wort hielt; denn gerade als der Prinz des Abends zu Bette steigen wollte, fiel die borstige Haut sammt allem Unrathe von ihm ab, und — ein wunderschöner Jüngling sprang ins Bett. Melinde — so hieß seine Gemahlinn — that einen lauten Schrey, und verhielt sich die Augen. Der Prinz war nicht weniger erstaunt, als sie. In demselben Augenblick' aber zeigte sich die Feye, die ihnen das Räthsel löste, und sich dann unter tausend Danksagen und Segenswünschen entfernte.

Den folgenden Morgen war der ganze Hofstaat in wenigen Augenblicken in Bewegung; das Volk lief meilenweit herbey, um den verwandelten Prinzen zu sehen. Wenn auch Melindens Tugend so viel über sie vermocht hätte, daß sie ihrem Schweine die Treue eines Weibes beobachtet haben würde, so ist doch gewiß, daß sie nicht ungehalten war, sich anstatt in den Umarmungen des Schweines in den Armen eines schönen Jünglings zu finden.

*

*

*

Das zweyte Märchen erzählte Moline.

ZWEYTES MÄHRCHEN.

Filenio Sifterna, ein Student zu Bologna, rächt sich an drey Frauen über einen Streich, den sie ihm gespielt haben.

In Bologna lebte vor vielen Jahren ein junger, artiger Mann, Filenio Sifterna, der aber zu seinem Unglücke besonders zur Liebe gestimmt war. Er kam einst auf einen Ball, bey dem fast alles, was Bo-

logna Schönes hatte, versammelt war. Seine Absicht ging bey jeder ähnlichen Gelegenheit dahin, so viele Herzen als möglich an die Angel zu kriegen.

Er führte denn Emerenzien, eines von den schönsten Weibern, zum Tanz' auf, und als sie den Tanz beschlossen hatten, both er ihr den Arm an, und führte sie mehrere Mahle den Saal auf und ab. Diese Augenblicke benützte er nur zu dem feurigsten Geständniß' einer verzehrenden Liebe, die er, wie er sich hoch vermaß, schon mehrere Jahre heimlich in seinem Herzen trage, ohne je eine Gelegenheit finden zu können, wo er ihr seine Leiden erklären konnte. Emerenzia dankte ihm sehr verbindlich, und begab sich dann wieder zu ihrer Gesellschaft. Sifterna bath hierauf eine andere Frau zum Tanze, der er dasselbe Geständniß, beynahe mit denselben Worten, machte. So kam er auch an die dritte. Die zweyte hieß Panthemia, die dritte Sinforosia.

Der Ball ging fort, und der Zufall wollte, daß alle drey Frauen, die sich einander kannten, in einen Zirkel zu sitzen

kamen. Sie sprachen dieß und jenes; endlich begann Emerenzie: „Wißt ihr was Neues, Kinderchen? Ich hab' euch eine Eroberung gemacht. Seht ihr das schmucke Büßchchen dort? Wahrhaftig, er hat mir so zärtlich vorgegirt, daß es einen Stein hätt' erbarmen mögen. Es muß ihm recht heiß ums Herz seyn.“

„Allerdings,“ sagte Panthemia; „die Liebe muß ihn ordentlich blind gemacht haben, daß er mich für Sie angesehen hat; auch mich hat er mit einer förmlichen Liebeserklärung beehrt.“

„Das wäre!“ — sagte Emerenzia.

„Glauben Sie ihrs,“ sagte Sinforosia; „denn auch ich kann mich dieser Eroberung rühmen.“ „Der Frevler!“ sagten alle drey aus einem Munde. „Das soll er uns doch gewiß büßen,“ fügte Emerenzie hinzu, die ihm vielleicht im Herzen nicht abgeneigt seyn mochte. „Das versteht sich!“ — „Allerdings!“ — sagten die andern. Sie gaben sich hierauf die Hände, daß sie nicht eher ruhen wollten, bis dieser Schimpf abgewaschen wäre.

Emerenzie machte den Anfang zur Ra-

che. Sie befahl einem ihrer klügsten Mädchen, den jungen Herrn auf eine gute Art zu sprechen, ihm in ihrem Nahmen Hoffnung zu machen, und endlich zu erklären, daß ihn ihre Gebietherinn ein Mahl bey Mulse in ihrer eigenen Wohnung zu sprechen wünsche.

Das Mädchen entledigte sich ihres Auftrags aufs beste, und Sifsterna, der den Kopf mit größten Freuden in die Schlinge steckte, versicherte, daß er den nächsten Abend aufwarten werde, wenn anders Emerenziens Gemahl nicht zu Hause seyn würde.

Emerenzie hörte die Bothschaft frohlockendes Herzens, und ließ viele Bündel Dornen zusammen machen, befahl sie unter ihr Bett zu legen, und erwartete so die Ankunft ihres Liebhabers. Die Nacht brach ein; Filenio umgürtete sich mit seinem Degen, und ging gerade zu Emerenziens Wohnung, gab ein Zeichen, und ward unverzüglich eingelassen. Sie speisten zusammen, und sprachen so vertraut, daß Filenio sich auszukleiden begann. Schon stand er ganz entkleidet da, als Lambert,

Emerenziens Gemahl, an der Hausthüre pochte. Emerenzie stellte sich an, als wäre sie beynah' in Verzweiflung, als wüßte sie sich ganz und gar nicht zu rathen, und hiefs ihn endlich hinter das Bett kriechen. Filenio war in Todesangst; er hatte keine Wahl übrig; er kroch also im bloßen Hemde mit solcher Hastigkeit hinter das Bett, daß er sich unzählige Dornen in den Leib trieb. Je mehr er sich davon los machen wollte, desto schrecklicher verwundete er sich; und doch durft' er nicht schreyen, denn Lambert war schon im Vorzimmer. Er biß sich also noch aus Schmerz und Verzweiflung Zung' und Lippen wund.

In dieser kläglichen Lage brachte er die Nacht hin; aller Liebestrieb war vergangen; er verfluchte seine Unbesonnenheit, und war sterbenskrank. Erst als Lambert ausgegangen war, konnt' er abziehen. Er ward bettlägerig, und genas erst nach einigen Wochen.

Unterdessen hatten die drey Frauen immerwährend von ihm Kundschaft eingenommen. So bald sie nun vernommen, daß er wieder hergestellt sey, suchte Panthemie

eine Gelegenheit, ihn zu sprechen, und fand sie bald. Als seine Haut heil war, war auch er wieder so verliebt, als zuvor; er wiederholte Panthemien daher seine Erklärung; sie ließ sich aber zum Scheine sehr hart bereden: endlich beschied sie ihn doch zur bestimmten Stunde.

Er kam pünktlich: sie sprachen sehr liebevoll; endlich kam die Stunde der Ruhe. Panthemie hieß ihn in einen Wandschrank gehen, wo sie ihre riechenden Wasser hatte, um sich vorher ein wenig damit zu besprengen. Er that es; wie er aber in den Schrank trat, rollte er, ohne sich aufhalten zu können, mit dem Fußbret' in ein finsternes Magazin hinunter, in dem einige Kaufleute Wollfäcke und Öhlfässer hatten. Es war stockfinster; er begann unter tausend Verwünschungen seiner Panthemie mit Fuß und Hand herum zu fühlen, ob er keine Treppe fände. Alles war vergebens; voll Verdrufs legte er sich endlich auf einige Wollfäcke, um doch ein wenig auszuruhen. Erst bey einbrechender Morgendämmerung nahm er in der Mauer einige Ritze wahr, durch die etwas

Licht herein fiel; in seiner kläglichen Lage begann er denn, in der alten, morschen Mauer so heftig zu wühlen, das er eine ziemlich große Öffnung machte, durch die er entkam. Er fand sich nun auf einem Seitenwege nicht weit von der Straße, und kam so barfuß, aber doch unbemerkt nach Hause. Er sprach nun drey Tage mit niemanden eine Sylbe, und war des festesten Entschlusses, sich ja nie wieder zu verlieben.

Sinforosie hatte nun ganz anders einzulenken. Sie suchte ihn nicht auf; wenn sie sich aber begegneten, warf sie ihm bedeutende Blicke zu, und schien in Verlegenheit zu gerathen, ihn sogar zu vermeiden. Er ward immer kühner; endlich war er im Herzen überzeugt, daß er sich nun bey dieser für die zwey übrigen schadlos halten werde. Er ging den ganzen Tag unter ihren Fenstern vorüber; und da sie ihm stets freundlich zunicke, wagt' er es endlich, ihr durch einen Tabulettkrämer ein Briefchen zuzustecken. Durch denselben Weg erhielt er eine sehr verbindliche Antwort, und — eine Einladung. Der Ritter

war nun eitel Sieg und Freude. Er zeigte sich des Abends vor dem Fenster, und bekam ein Zeichen, einzutreten. Sinforosie spielte nun die Schamhafte, „O Filenio,” sagte sie, „wer sonst, als Sie, hätte mich wohl jemahls zu diesem Schritte gebracht!” Filenio war nun ganz bezaubert, und hätte sich eher foltern lassen, als an der Wahrscheinlichkeit ihres Benehmens gezweifelt. Sie brachten die Stunden im angenehmsten Gespräche hin, bis es zum Abendessen Zeit war. Sie credenzte dem Gaste den Wein selbst; er trank den Becher auf einen Zug aus: aber nun war er auch schon in der Falle; denn sie hatte den Wein mit einem sehr starken Schlaftrunke gemischt. Sie gingen zu Bette, und Filenio konnte sich, was er auch that, unmöglich des Schlafes erwehren. Er schlief und schnarchte, daß ihn eine Kanone nicht würde haben wecken können. Als ihn Sinforosie so fest entschlafen sah, rief sie eines ihrer Mädchen, eine erzschlaue Dirne; nun packten sie ihn beyde an den Armen und Füßen, und legten ihn, einen starken Steinwurf weit vom Haus’, auf der Strasse nieder.

Die Sonne war schon ziemlich hoch, als er erwachte, und sich in diesem Aufzuge fand. Er konnte kaum aufrecht stehen, und schleppte sich mühsam nach Hause.

Da ihm bey allen dreyen ein Unglück widerfahren war, begann er erst über den ganzen Zusammenhang nachzudenken, und war auch bald überzeugt, daß es ein abgekarteter Handel sey. Was in ihm vorging, erräth wohl jedermann von selbst. Wuth, Scham, Rache bestürmten ihn wie Furien Tag und Nacht. Er mußte sich vollkommen rächen, und kost' es, was es wolle. Endlich kam er auf einen Einfall.

Er hatte in Bologna ein schönes Haus mit einem ansehnlichen Saale und artigen Nebenzimmern gemiethet. Er beschloß denn, ein herrliches Fest zu geben, und alle schönen Weiber — seine drey verhaßten Grazien vor allen andern mit eingerechnet — dazu zu laden. Er schickte seine Einladung aus; und da die drey Frauen wußten, daß so viele andere geladen seyen, nahmen sie selbe ohne Bedenklichkeit an. Der Ball war sehr lebhaft; der Tanz ging rasch fort; endlich

war es Zeit sich zu erfrischen. Filenio nahm nun die drey Frauen an der Hand, und führte sie unter dem Vorwand', daß sie sich erfrischen sollten, in ein Seitenzimmer. Sie hatten nicht Muth genug, es auszuschlagen, und folgten ihm: kaum waren sie aber in diesem Seitenzimmer allein, so drückte er die Riegel ab, und sagte: „Meine schönen Frauen, jetzt ist — ich will es nur ohne allen Rückhalt gestehen — die Stunde meiner Rache gekommen. Wenn Sie nicht wollen, daß ich Lärmen schlage, daß ich alle Gäste zusammenrufe, und Sie beschäme, so thun Sie ja alles genau, was ich von Ihnen fordere. Ich verlange nicht mehr und nicht weniger, als daß Sie sich alle drey völlig entkleiden. — Nun? — Was kauen Sie die Nägel? — Was soll das heißen? — Kann es nicht geschehen?“ — Hiermit ging er an die Thür, als ob er sie öffnen wollte; die Frauen zitterten aber wie Espenlaub, und begannen, ihre Kleider abzulegen. Kaum hatten sie aber einige Stücke abgelegt, so warfen sie sich ihm alle drey zu Füßen, und weinten, und

bathen um Verzeihung und Verschonung. Es half nichts; er bestand durchaus darauf, und that abermahls einen Schritt gegen die Thür.

Sie befolgten denn seinen Befehl, und beynahe hätte er Mitleiden zu empfinden begonnen, wenn er sich nicht noch gerade zur rechten Zeit erinnert hätte, wie sehr sie ihn mißhandelt haben. Er packte hastig alle ihre Kleider zusammen, und trug sie in ein anderes Zimmer. Eben so schnell flog er wieder zurück, und befahl ihnen, sich dicht neben einander auf das Bett zu legen. Sie thaten auch dieß, und Filenio nahm nun ein weißes Leintuch, das aber eben nicht sehr fein war, damit die Leiber nicht durchblickten, und sie nicht erkannt werden konnten. Als sie so maufestille da lagen, ging er hinaus, drückte das Schloß ab, und hohlte ihre Männer aus dem Tanzsaale hinüber. „Kommen Sie mit mir, meine Herren!“ sagte er; „ich will Ihnen das schönste Gemählde zeigen, das Sie irgend wo in der Gegend sehen können.“

Sie kamen in das Zimmer, und Filenio rollte das Leintuch bis an die Knie der

Frauen hinauf. „Wie gefällt Ihnen dieses Gemählde?“ sagte er. „Unvergleichlich!“ antworteten sie: „lassen sie es uns nur ganz beschauen!“ Filenio rollte das Tuch bis an den Busen, und endlich über den Busen. Die Männer, die sich halb zu Tode lachten, wollten durchaus, daß er auch die Gesichter enthüllen sollte; das that er aber nicht, sondern trachtete vielmehr, die Männer geschwinde wieder zu entfernen, damit sich die Frauen ein Bisschen erhohlen könnten. Er führte sie denn hinüber in den Saal; und da sich die Gäste eben alle zu Tische setzten, benutzte er diesen Augenblick, um wieder zu seinen Büsserinnen zu eilen.

„Guten Morgen, meine schönen Weibchen!“ sagte er; „wo bleibt ihr denn so lange? — Die übrigen Frauen erwarten euch alle schon. Zieht euch doch an! alles geht schon zu Tische.“

„Um Gottes willen!“ sagte Emerenzie, „lassen Sie uns heimlich nach Hause gehen; Sie haben sich fürchterlich geirächt.“

„Verzeihen Sie uns,“ sagte Panthemia.

(*Nächte, I Th.*)

„Und geben Sie uns die Kleider wieder,“
sagte Sinsoforie.

Diese waren gleich bey der Hand; er half ihnen sich ankleiden, und in weniger als einer Viertelstunde waren sie im Stande, sich zur Tafel zu setzen. Filenio that noch mehr; er eilte in den Saal hinüber, und verzögerte das Mahl noch ein wenig, so, daß sie ihre Männer und die übrige Gesellschaft eben nicht vermisst hatte. Indessen konnten sie keinen Bissen essen; Filenio sprach ihnen zwar Muth ein, aber es half nichts; sie kehrten nach Hause, und lange Zeit befiel sie ein Schwindel, ein Frost, oder gar eine kleine Ohnmacht, wenn sie Filenio erblickten, obschon sie im Herzen nicht verkennen konnten, daß er mit ihnen menschlicher verfahren sey, als sie mit ihm.

*

*

*

Leonore erzählte nun.

DRITTES MÄHRCHEN.

Das klägliche Liebesabenteuer Carls von Rimino.

Sie werden ohne Zweifel wissen, begann sie, daß Carl von Rimino ein verwilderter, arglistiger, und zugleich tollkühner Mann war. Über dieß war er auch von einer unbezwinglichen Geilheit.

Der Zufall fügte es nun, daß er sich in die Tochter einer armen Wittwe vergaffte; so kümmerlich aber diese Wittwe leben mußte, befals sie doch eine so gegründete Tugend, daß sie lieber würde haben sterben, als in die Schande ihrer Tochter einwilligen wollen. Das Mädchen, Theodosie hieß es, war sehr schön, und in der Blüthe der Jugend, aber doch nicht weniger sittsam und ehrliebend, als ihre rechtschaffene Mutter. Carl lag nun dem Mädchen Tag für Tag an, und sprach ihr von seinem Feuer vor; Theodosie wußt' aber, daß er nur wildes Feuer in seinem Busen nähre, und gab ihm nie Gehör, sondern immer nur Verweise,

und am Ende gar Drohungen. Je mehr sie drohte, je standhafter sie ihm alles versagte, desto heftiger entbrannt' er, desto gewaltsamer sucht' er sein Ziel zu erreichen, so, daß sich das arme Mädchen beynahe nicht mehr zu helfen wußte, und Gott täglich um seinen Beystand bath.

Da nichts half, beschloß Carl das Äusserste zu wagen. Er nahm denn zwey Wagehälfe von seinem Gelichter mit sich, um das Mädchen zu rauben. Mit diesen Gefährten, und mit Wehr und Waffen versehen, ging er nun eines Tages bey einbrechender Abenddämmerung zu der Wohnung des Mädchens, wo er den Eingang offen fand. Er schärfte hier seinen Gefährten ein, genaue Wache zu halten, und keine Seele weder hinein noch heraus zu lassen, bis er wieder zurück gekommen seyn würde. Sie sagten es treulich zu, und er ging nun ohne Weiters hinein.

Kaum sah ihn Theodosie im Mondenlichte herein schleichen, als sie sich in eine kleine Küche versperrte. Carl trat ins Zimmer ein, und fand die alte Mutter, die

ohne allen Verdacht am Spinnrade faß. Er fragte nach ihrer Tochter; die alte Mutter war aber so sehr erschrocken, daß sie kein Wort vorbringen konnte. Endlich sammelte sie sich ein wenig, und sagte stammelnd: Carl, was hast du vor? — Denkst du wohl, daß Gott die Unschuld schützt, daß er ein strenger Richter ist, und daß er jetzt sieht, was in deinem, und aller Menschen Herzen vorgeht? Willst du dem Mädchen rauben, was du ihm mit all deinem Reichthume nicht wieder geben kannst?”

Carl achtete aber auf ihre Worte nicht, sondern lief wie unsinnig herum, und suchte das Mädchen in jedem Winkel des Hauses. Er fand sie nirgends, und kam endlich an die Küchenthür. Da sie versperrt war, vermuthete er sogleich, daß sie drinnen seyn würde; er sah durch einen Ritz hinein, und sah sie in tiefer Andacht, mit erhabenen Händen, auf der Erde knien. „Schöne Theodosie,” rief er mit schmeichelhafter Stimme hinein; „mach’ auf! laß mich doch nicht immer vergebens bitten und harren! Mach’ auf, liebes, frommes Mäd-

chen! ich liebe dich ja so heftig, und will dir gewiß nichts zu Leide thun. Setze kein Mißtrauen in mich; denn ich würde jedem den Degen in den Leib rennen, der deine Tugend kränken wollte."

„Laß ab, Carl," antwortete Theodosie, „und quäle mich nicht so! Selbst zum Weibe könntest du mich nimmermehr haben, denn ich hab' ewige Jungfrauschaft geschworen."

Da Carl sah, daß seine Schmeichelworte wenig Erfolg hätten, beschloß er, Gewalt zu brauchen, und die schwache Küchentür konnt' ihm wenig Widerstand leisten; sie flog auf, und Carl drang ein. Theodosie fiel sinnlos rücklings, und Carl war von seinem viehischen Triebe so betäubt, daß er nicht mehr sah und hörte. Er wädhnte, Theodosien zu umarmen, und an seine Brust zu drücken; aber nicht Theodosie war es, sondern Pfannen, Töpfe, Kessel, und solches Kochgeräth. Da nun all dieses Geschirr mit Rüsse bedeckt war, schwärzte sich auch Carl so über und über, daß er wie der leibhafte Satan ausseh.

Carl hielt es nun für räthlich, fortzu-

gehen, und eilte die Treppe hinunter; da ihn aber die Wächter an der Thür in diesem Aufzug' erblickten, hielten sie ihn für eine höllische Erscheinung, und meinten, Carl sey vielleicht vom Himmel für seinen Frevel gestraft worden. Sie liefen denn voll Schrecken davon, daß sie kein Hase hätten einhohlen können. Carl erreichte sie aber dennoch, und faßte den einen voll Grimm an der Gurgel; dieser vertheidigte sich; sein Gefährte stand ihm bey, und so gerbten beyde Carln weidlich durch. Carl lief auf den Platz zu, und schrie, daß ihn seine Bedienten mißhandelt hätten; die Platzwache aber, und alle, die ihn sahen, meinten, es sey ein entsprungener Narr, und schrien: „Ein Narr! ein Narr!“ wobey sie ihn mit Koth² und Steinen warfen.

Über diesem Lärmen sah der Prätor zum Fenster hinaus, und fragte, was es gäbe. „Einen Narren! einen Narren!“ schrien alle. „Nun, so bindet ihn, und bringt ihn zu mir herauf!“ sagte der Prätor.

Sogleich legten alle Hand an ihn, und obschon er sich wie ein Löwe vertheidigte, ward er doch von der Menge übermannt,

und vor den Prätor gebracht. Dieser er-
 kannt' ihn sogleich, und vermuthete auch
 allsobald, daß seine allbekannte Leiden-
 schaft für Theodosien die Veranlassung
 hierzu gewesen seyn dürfte. Er that das
 Klügste; er suchte Theodosien einen wa-
 ckern Mann aus, und schickte Carln zur Be-
 lagerung eines Castells.

* * *

Benedetto folgte nun in der Reihe.

VIERTES MÄHRCHEN.

*Simplicio de Rossi verliebt sich in ein Bauers-
 weib, und erhält von ihrem Manne den ver-
 dienten Lohn.*

In der Gegend um Padua, im Dorfe San
 Euphemia, wohnte ein Bauer, Ghirotto
 Scanferla, der für seinen Stand ein an-
 sehnliches Vermögen besaß, aber tückisch
 und ein Stänker war. Sein Weib, Giliola,
 hielt man für das hübscheste Gesichtchen
 im ganzen Dorfe. Diese stach nun einem

Stadtherrn von Padua, der öfters in der Gegend spazieren ritt, gewaltig in die Augen. Noch mehr, er hatte ein Landhaus, das von Scanferla's seinem nicht weit entfernt war. So sehr er aber für die schöne Bäuerinn brannte, so wenig bekümmerte sie sich ihrerseits um ihn. Den Stadtherrn ging es so stürmisch im Kopfe herum, daß er Tag und Nacht nicht ruhen konnte; er wußt' aber doch nicht, wie er sich auf eine kluge Art seines Liebesgeständnisses entledigen könnte.

Er hatte noch an seinem Haus' einen Brunnenquell, der ein so klares Wasser führte, daß alle Bauern von der Gegend mit Lust daraus tranken. Unter andern kam auch Giliola sehr oft zum Brunnen, schöpfte ihren von Weiden gewobenen Eimer voll Wasser, und trug ihn nach Hause. Simplicio war so zaghaft, daß er sie immer nur mit Vergnügen betrachtete, aber nie ein Wort sprach. Endlich wagt' er doch, ihr einen guten Morgen zu sagen, wobey er aber jedes Mahl einen tiefen Seufzer ausstieß. Sie dankte ihm lang' ohne allen Verdacht ganz einfältig, und ging ihres

Weges ; endlich fiel es ihr doch auf, und sie erzähl't es ihrem Manne. Dieser merkte wohl, was der Stadtherr wollte, und sagte zu seinem Weibe : „Wenn er dir wieder einen guten Morgen sagt, dann antwort' ihm ; wärs lieber ein guter Abend ! und lauf davon. Vergiß aber nicht, was er dir etwa darauf sagen dürfte.“ Sie that alles genau ; der Stadtherr sagte ihr wieder seinen guten Morgen, und sie antwortete ihm, wie es ihr Mann befohlen hatte. Da erhob der Stadtherr an seinem Fenstergitter einen solchen Lärmen, daß sie ein wenig warten sollte, wie ein Affe im eisernen Käfiche.

Scanferla lachte herzlich, als ihm Giliola den Erfolg erzählte. „Laß dich tiefer ins Gespräch ein,“ sagte er, „und lad' ihn am Ende gar zu uns ins Haus ; wir wollen ihm sein Muthchen nach Gebühren kühlen.“

Das Weib ging wieder zum Brunnen, und dießs Mahl guckte der Stadtherr schon nicht mehr zum Fenster heraus, sondern stand am Brunnen, und erwartete sie. Giliola spielte ihre Rolle ganz gut, und sie waren bald so vertraut, daß sie der Stadtherr in die Wangen kneipte, und versicher-

te, daß er sich des Nachts gewiß bey ihr einfinden werde. Als sie es ihrem Manne wieder erzählte, sagte er: „Komm nun, Weib, und laß uns zwölf Malter Hafer messen; denn ich will mich anstellen, als ob ich zur Mühle ginge. Du empfäng' ihn aber recht höflich, wenn er kommt, und stelle dich ein wenig verliebt an. Neben den vollen Säcken bereit' aber ein leeren; und wenn du hörst, daß ich poche, als ob ich zurück käme, dann laß ihn in den leeren Sack schliefen. Für den Ausgang werd' ich schon selbst sorgen.“

„Lieber Mann,“ sagte Giliola, „ich wollt' es gern thun, was du befehlst; wir haben aber gerade jetzt nicht so viele Säck' im Hause, als wir brauchten.“

„Dann ist ja auch noch Rath zu schaffen!“ sagte Scanferla; „schick unsere Baase zum Stadtherrn, und laß ihn in deinem Nahmen bitten, uns zwey Haferfäcke zu leihen, weil ich zur Mühle gehen wolle.“

Der Stadtherr, der nun desto sicherer war, daß er seinen Wunsch erreichen werde, schickte sie voller Freuden. In einer kurzen Zeit schickte er auch seinen Bedienten mit

einem Paar vortrefflichen Kapaunen fort, die er der Bäuerinn heimlich zustellen sollte, damit sie sie des Abends briete.

Als die Dämmerung einbrach, machte er sich fröhlich auf den Weg, und ward höflich und freundlich aufgenommen. Als er aber ins Zimmer trat, und die Säcke voll Hafer stehen sah, war er ein wenig betroffen, und sagte: „Ich habe gemeint, Ghirotto sey zur Mühle gegangen.“

„Laßt euch darob nicht bange seyn, lieber gestrenger Herr!“ antwortete Giliola. „Gerade als er fort gehen wollte, ist sein Schwager zu uns gekommen, und hat ihm gesagt, daß seine Schwester auf den Tod liege, und den nächsten Morgen kaum mehr erleben werde. Er wird gewiß nicht so bald zurück kommen; wir können ungestört fröhlich seyn.“

Simplicio gab sich zufrieden, und begann das Weibchen zu Herzen. Giliola machte sich aber immer in der Küche zu thun, und beschied ihn stets bis nach dem Abendessen. Es währte nicht lange so, als Ghirotto draussen an die Thür pochte. Giliola schrack zusammen, und Simplicio

ward blaß, wie eine Leiche. „Da halt du's nun!“ stotterte er: „was ist nun zu thun?“

„Was wohl? Was wohl?“ schrie Giliola, und trippelte das Zimmer auf und nieder. „Ich sehe kein Mittel sonst,“ fuhr sie fort; „Sie müssen hier in den leeren Sack schliefen.“ So ungern es Simplicio that, so mußt' er sich doch dazu bequemen; er kroch hinein, und Giliola sprang hinaus, um ihrem Manne die Thür zu öffnen. Als er hereintrat, sagt' er: „Sie ist todt. Gott habe sie selig! Ich bin zu spät gekommen, und habe sie kein Wort mehr reden gehört. Aber jetzt ist's hohe Zeit, daß ich zur Mühle gehe, sonst komm' ich in der spä-ten Nacht erst hin.“

Er überzählte nun die Säcke noch ein Mahl, und sagte endlich: „Halt! das sind ja dreyzehn Säcke; bevor ich fortgegangen bin, hab' ich ja nur zwölf gezählt.“

„Freylich!“ sagte Giliola; „ich weiß auch nicht, wie der dreyzehnte dazu gekommen ist.“

Simplicio schwitzte groſse Tropfen, und

meinte, mit jedem Augenblicke werde das Donnerwetter los brechen.

„Den dreyzehnten,“ sagte Scanferla, hat mir gewiß der alberne Knecht herein gestellt, und hat nicht daran gedacht, daß er nicht ausgedroschen ist. Weil er nun ein Mahl da ist, will ich ihn geschwind' ausdreschen, und auch mitnehmen.“ Mit diesen Worten warf er ihn zur Thür hinaus, nahm seinen Dreschflegel von der Wand, und begann ihn so fürchterlich durchzudreschen, daß ihm beynahe kein Glied am Leibe ganz blieb. Darauf ging er wieder in die Stube, und ließ dem armen Simplicio Zeit, seinen mürben Körper heraus zu winden, und unter unfäglichen Schmerzen nach Hause zu schleppen. Scanferla und seine treue Giliola ließen sich unterdessen seine Kapaunen, die während des Dreschens gar geworden waren, trefflich schmecken, und tranken dazu auf des Kranken Gesundheit.

*

*

*

Nach dieser Erzählung trennte sich die Gesellschaft für diesen Abend.

D R I T T E N A C H T.

Als sie den folgenden Tag zusammen gekommen waren, zogen sie das Loos um den Rang in der Erzählung, und Cateruzzen traf es zuerst.

ERSTES MÄHRCHEN.

Der närrische Peter, und der bezauberte Thunfisch.

Auf der Insel Capraia, die der König Lucion beherrschte, lebte Isotta, eine arme Wittwe, die einen Sohn hatte, der vom Fischen lebte. Er war ein guter, emsiger Bursche, aber zum Unglücke war er im Kopf' ein Bilschen irre, und ward auch daher von allen der närrische Peter genannt. Er ging täglich noch vor der Morgendämmerung aus; aber mehrere Tage schon war er vergebens ausgegangen. Er versucht' es an allen Stellen, aber umsonst; endlich ging er trostlos nach Hause. Wenn

er aber auch gar nichts hatte, schrie er doch auf halbem Wege schon, so laut er konnte: Freut euch, Mutter! schöne Fische! groſſe Fiſche! — Freut euch Mutter!

Die Mutter glaubte ihm Anfangs; als ſie ſich aber in ihrer Hoffnung ſo oft getäuſcht ſah, lieſs ſie ihn ſchreyen, und achtete nicht auf ihn.

Die Hütte des nährlichen Fiſchers und ſeiner Mutter war vom Pallaste des Königs Lucian gerade gegen über, und der König hatte ein Töchterlein von beyläufig zehn oder elf Jahren; es war ſehr zart und ſchön gebaut, und über dieſs ſein einziges Kind, daher er es nach ſeinem eigenen Nahmen Luciana nannte. Dieſes Fräulein hörte nun den nährlichen Fiſcher, ſo oft er nach Hauſe kam, rufen, und lief denn eines Tages ans Fenſter. Da es aber ſeine drolligen Geberden, und ſein ſonderbares Hüpfen und Springen ſah, brach es in ein unmäßiges Gelächter aus. Der Fiſcher hört' es, und fand ſich beleidigt, rügte es auch in ziemlich unanſtändigen Ausdrücken. Je zorniger er aber ward, deſto lächerlicher geberdete er ſich, und

defto heftiger mußte die Prinzessin lachen.

Er ging endlich voll Verdrufs fort, und ſchrie alle Tage dieſelbe Weiſe. An einem Morgen gelang es ihm endlich doch, einen groſſen, fetten Thunfiſch ins Netz zu kriegen. Schrie er ſonſt, wenn er nichts gefangen hatte, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, was er über dieſen reichen Fang für einen unerhörten Lärmen ſchlug. Er ward allmählich heiſcher, und da er endlich gar ſchweigen mußte, begann der Fiſch im Garne zu ſprechen. „Liebes Brüderchen,“ ſagte der Fiſch, „gutes Brüderchen! ſchenke mir doch das Leben; ich bitte dich recht ſehr. Was kann ich dir für eine Wohlthat erweiſen, wenn du mich gekocht, und gegessen haſt? Läſſeſt du mich aber am Leben, ſo kann ich dir vielleicht noch ein Mahl groſſe Dienſte thun.“

Jeden anderen Menſchen auf Erden würde über dieſem Geſpräch' eines Fiſches ein Schauer ergriffen haben; Peter blieb aber unerschrocken, und antwortete: „Halt ein wenig, Brüderchen! da forderſt du zu viel; denn ich habe zu viel Eſsluſt, als daſs ich

(*Nächte, I. Th.*)

h

mir mit dir nicht einen wackern Schmaus machen sollte." Der Fisch liefs sich nicht so leicht abfertigen; denn niemand wird doch gern gegessen; und er bath seinen Herrn unablässig um sein Leben. „Wenn du mir das Leben schenkst," sagte er, „so sollst du alles erhalten, was du verlangst."

Nun ward Peter weichherzig, und beschlofs, ihm zu willfahren. Er öffnete das Netz, und warf den Fisch wieder ins Meer. „Damit du nun siehst," sagte der Fisch, „dafs ich nicht undankbar bin, so steig' in deinen Nachen, und tauch' ihn mit Gewalt unter das Wasser." Peter that es, und eine solche Menge der schönsten und seltsamsten Fische drang in den Nachen, dafs er in sechs Jahren nicht so viele würde haben fangen können. Peter war voll Freuden, las von den schönsten so viele aus, als er tragen konnte, und ging nach Hause. Als er aber nicht mehr weit vom Hause war, begann er wieder seine alte Weise zu schreyen. Die Mutter hört' ihn zwar, aber bildete sich gar nicht ein, dafs er einen Fang gemacht haben sollte. Als er aber kam, und sie die Menge Fische sah,

kannte sie sich beynahe nicht vor Freuden. —

Auch war des Königs Tochter wieder ans Fenster gelaufen, und hatte wieder übermässig gelacht. Darüber war Peter so entbrannt, daß er ans Gestade des Meers lief, und laut dem Thunfische zurief, damit er ihm beystehen möchte. Der Fisch hörte und erkannte kaum seines Wohlthäters Stimme, als er sich am Strande zeigte, und ihn fragte, was er von ihm verlange.

„Weiter nichts,“ schrie Peter, „als daß Luciana, des Königs Tochter, die immer ihr Gespött mit mir treibt, schwanger werde.“ Sein Verlangen war in weniger, als einem Augenblick, erfüllt. Es verflossen wenige Monathe, als sich an der Prinzessin, die noch nicht volle zwölf Jahre hatte, alle Merkmahle der Schwangerschaft äußerten. Die Königin gerieth über diese Entdeckung in die äußerste Bestürzung, und wußte sich nicht zu rathen, und nicht zu helfen. Sie mußte endlich doch mit dem Könige darüber zur Sprache kommen, der sich nicht weniger kreuzigte, als sie. Er schlug alle möglichen, heimlichen Wege

ein, um den Thäter zu erfahren; aber es zeigte sich gar keine Spur. Die Prinzessin bestand darauf, daß sie um nichts wisse, und so beschloß der König endlich, sie heimlich aus dem Wege zu räumen. Die Königin Mutter vermocht' ihn kaum dahin zu bringen, daß er sie bis nach der Geburt verschonte.

Die Zeit der Geburt kam, und die Prinzessin gebar einen wunderschönen Knaben; er war so schön, und lächelte den König so freundlich an, daß er nicht im Stande war, ihn ermorden zu lassen. Als sich der König allmählich an diesen Fall ein wenig gewöhnt hatte, ließ er durch die ganze Stadt kund thun, daß wer immer in der Stadt das vierzehnte Jahr erreicht hätte, bey Verlust des Kopfes vor seiner Majestät erscheinen, und in der Hand eine Frucht oder Blume, oder irgend etwas anders halten sollte.

Dem Befehle gemäß fanden sich alle im Pallast' ein, gingen Paar an Paar vor dem Könige vorüber, und nahmen dann nach derselben Ordnung ihre Plätz' ein. Als eben einer von den Jünglingen der Stadt in den

Pallast ging, stiefs er auf den närrischen Fischer, und fragte ihn: „Was machst du? Warum gehst du nicht in den Pallast, wie alle andern?“

„Was soll ich in so grosser Gesellschaft thun?“ antwortete Peter. „Siehst du nicht, daß ich halb nackt daher gehe, und doch soll ich mich vor dem König' und allen Hofherren sehen lassen?“

„So komm mit mir,“ sagte jener wieder; „ich will dir ein Kleid geben: wer weiß, ob das Kind nicht dein ist?“

Peter ging mit ihm, zog ein Kleid an, und ging in den Pallast, wo er sich hinter den Flügel einer Thür stellte. Als nun alle versammelt waren, befahl der König, das Kind zu hohlen, und im Saal' auf und ab zu tragen; denn er meinte, wenn es seinen Vater erblickte, würde die kindliche Natur rege werden, und sich durch irgend ein äusseres Merkmal offenbaren.

Das Kind ward gebracht; die Amme trug es den Saal auf und nieder; alle schmeichelten ihm, bothen ihm die Frucht, oder die Blume, oder was sie sonst hatten, an; das Kind schlug aber alles aus.

Die Amme war den Saal schon etliche Mahl auf und nieder gegangen, aber immer noch ohne Erfolg. Als sie nun wieder aufwärts an der Thür vorüber ging, begann das Kind mit einem Mahl' unruhig zu werden, und die Arme auszustrecken. Der König befahl zu sehen, wer sich hinter der Thür befände; man kam aber mit der Antwort, daß es niemand, als der närrische Fischer, sey. „Er soll augenblicklich kommen!“ sagte der König, wiewohl mit bangem Herzen. Peter kam, und das Kind wollte der Amme beynahe nicht in den Armen bleiben. Es schlang sich um Peters Hals, und liebkost' ihn, und nahm die Blume, die Peter mitgebracht hatte.

Alles erstaunte; dem armen König' aber brach das Herz: er ließ die ganze Versammlung aus einander, und begab sich weinend in sein innerstes Gemach. Hier ging nun sein Kummer bald in Wuth über, und er beschloß, Peter solle sammt seiner Tochter und dem Kinde sterben. Die Königin war klüger, und erwog den Tadel, den sich der König durch ein so strenges Urtheil zuziehen würde. Sie überredete

ihn daher, einen tüchtigen Nachen zu bereiten, diese drey unglücklichen Personen darein zu setzen, und sie dann auf offener See ihrem eigenen Schicksale zu überlassen.

Der König nahm den Rath an, ließ den Nachen verfertigen, und die drey Personen hinein setzen. Auch ließ er ihnen einen Korb mit Brot, einige Flaschen mit Getränk, und einen Korb mit Feigen für das Kind reichen. Er war aber im Herzen der Meinung, daß der Nachen an irgend eine Klippe fahren, und scheitern werde. Die Sache ging aber ganz anders, als der Herr König und die Frau Königin gedacht hatten.

Als sie so weit ins Meer hinaus trieben, und weder Sonne noch Mond sahen, beweinte Luciana ihr Schicksal bitterlich; Peter aber, der schon öfter mit widrigen Elementen zu kämpfen gehabt hatte, und auch überhaupt kein besonders tiefsinniger Überleger war, nahm sich die Lage der Sache nicht sehr zu Herzen, sondern hielt sich fleißig an dem Brotkorb und die Flaschen, und naschte wohl auch dem Kindlein manche Feige.

Dem Kindlein hingegen ging es hart; denn womit hätten sie es säugen können? Sie mußten es also mit einer Feige stillen. Als das Kindlein zu schlummern begann, sagte Luciana: „Unbarmherziger Mann, du siehst, in was für einer schrecklichen Lag' ich bin, und lachst, und issest doch unablässig.“ Peter antwortete: „Liebes Weib, was kann ich für deine Lage? — Du wirst doch wissen, daß ich keine Schuld daran trage. Du wirst auch wissen, daß du lange genug über mich gelacht hast; nun hat dich auch ein Mahl das Weinen getroffen. Laß es aber nur gut seyn; wir werden unsers Leidwesens bald ledig werden.“ —

„Freylich!“ sagte Luciana; „denn der Nachen wird bald zertrümmert seyn, und wir werden tief im Meere begraben liegen.“

„Nicht so, liebes Weib,“ sagte Peter, „nicht so! Ich hab' ein Geheimniß, das dich nicht wenig Wunder nehmen, und aufheitern wird.“

„Und was für eines wohl?“

„Hör ein Mahl,“ fuhr Peter fort, „ich hab' einen Fisch, der mein sehr guter

Freund ist, und alles thut, was ich nur verlange."

„Das wäre freylich eine gute, schöne Sache," sagte Luciana. „Aber wie heisst der Fisch?"

„Thunfisch," sagte Peter.

„Gibst du mir aber auch Gewalt über ihn," fuhr Luciana fort, „dass er thun muss, was auch ich ihm befehle?"

„Warum nicht?" sagte Peter; „dir zu Lieb' alles in der Welt." Sofort rief er dem Thunfische, der sogleich erschien, und fragte, was zu ihrem Befehle wäre.

„Treib doch den Nachen," sagte sie, „auf das schönste Ufer, das du kennst. Lieblich muss es seyn, und gesund, und voll Blumen, damit mein Kindlein spielen und sich freuen kann. Vor allem aber muss es unter der Herrschaft meines Vaters stehen. Fürs zweyte verlang' ich, dass du meinen närrischen Peter in einen hübschen, artigen, vernünftigen Mann umstaltest."

„Ja, das thue, lieber Fisch!" sagte Peter.

„Und endlich," fuhr Luciana wieder fort, „bitt' ich dich, weil es dir schon we-

nig Mühe macht, bau' uns ein prächtiges Schloß mit herrlichen Zimmern; rückwärts mit einem schönen Garten, mit Bäumen, auf denen du allenfalls kannst Perlen, oder auch Demante wachsen lassen. Auch kannst du einen Springbrunnen von vortrefflichem Wein', und einen anderen von köstlicher Milch darin anbringen." —

Der Thunfisch verschwand, und arbeitete so schnell, daß in wenig Minuten alles zu Stande war.

Unterdeffen konnten sich der König und die Königin über den Verlust ihrer Tochter nicht trösten. Der Vater bereuete seine Strenge, und würde sein Kind nun lieber in den Armen des Fischers, als verloren gesehen haben. Um sich nun zu zerstreuen, ließen sie eines Tages einen Nachen bereiten, um eine kleine Luftfahrt ins Meer hinaus zu wagen. Sie hatten sich noch nicht zehn Meilen von der Insel Capraja entfernt, als ihnen ein prächtiger Pallast in die Augen fiel, der auf einem kleinen Eilande gebauet schien. Sie wunderten sich nicht wenig, daß sie nie etwas gehört hat-

ten, obschon er unter ihrer Herrschaft stand, und beschloffen daher, ihn näher zu besichtigen. Bevor sie ihn noch erreichten, bemerkten sie das Ehepaar schon am Fenster; es flog die Treppe hinunter, und empfing sie mit aller Ehrfurcht; der König und die Königin erkannten sie aber nicht.

Sie befahen nun das ganze Schloß bis aufs kleinste Gemach, und konnten sich nicht satt daran sehen, so geschmackvoll und prächtig war alles geordnet. Endlich kamen sie gar in den Garten; Peter schöpfte einen Becher voll aus dem einen Springbrunnen, und bath den König, von seinem Wasser zu kosten. Der König trank, und es war der herrlichste Cyperwein. Er war so erstaunt, daß er stumm fortging, und ganz und gar nicht wußte, wie ihm geschah. Mittlen im Garten kamen sie nun zu einem vortrefflichen Baume, an dessen einem Aste drey Äpfel vom schönsten arabischen Golde hingen. Es stand ein eigener Wächter dabey, der sie hüten mußte. Ehe sichs der König verfah, hatt' er einen davon im Busen stecken. Als sie

nun alles in Augenschein genommen hatten, und sich entfernen wollten, sagte der Wächter Lucianen, daß einer von den Äpfeln fehle. Alle Hausleute wurden durchsucht, er fand sich aber nicht. Endlich kehrte sich Luciana zum König, und sagte: „Da diese drey Äpfel für mich von der größten Wichtigkeit sind, werden mir Eure Majestät die Bitte nicht abschlagen, sich zu meiner Beruhigung ebenfalls durchsuchen zu lassen.“

„Herzlich gern!“ sagte der König, und ließ den Wächter die Untersuchung vornehmen: da fiel der Apfel aus dem Busen. Der König ward blaß, und Luciana nahm das Wort: „Wir haben Eure Majestät nach unserm Vermögen zu unterhalten gesucht; es nimmt mich daher sehr Wunder, daß ihr uns auf eine so sonderbare Art habt kränken wollen.“

Der König vermaß sich hoch, daß er nicht daran gedacht habe; aber der Augenschein zeugte wider ihn.

Luciana hielt dafür, nun sey gerade der wahre Augenblick, sich zu entdecken; sie fiel daher ihrem Vater zu Füßen, und sagte

ihm unter einer Fluth von Thränen, daß sie seine Luciana sey.

Der König und die Königin fielen ihr um den Hals, und konnten sich vor Freuden kaum fassen. Als sie sich besannen, gerieth der König in neue Verlegenheit, daß er nämlich seine Tochter wieder in den Armen eines anderen Mannes erblickte. Luciana sagte ihm, daß es der närrische Peter sey; — das konnt' er gar nicht glauben, und er ließ sich nur von dem Thunfische selbst bereden, der sich auf der Oberfläche des Wassers zeigte, um an diesem Freudenfeste und dem Glücke seines Wohlthäters Antheil zu nehmen. Er meldete ihnen auch, daß er nächstens in einer anderen, als seiner Fischgestalt, erscheinen, und sie alle am Hofe des Königs mit seiner Geschichte unterhalten werde. Hiermit verschwand er, und die ganze Gesellschaft begab sich an des Königs Hof, wo das Brautpaar unter Pauken- und Trompetenschall, und zahllosem Zusammenlaufe des Volks seine Vermählung feyerte.

* *

Arianne versprach nun, ebenfalls ein sonderbares Märchen zu erzählen.

ZWEYTES MÄHRCHEN.

*Die Geschichte der zwey Söhne des Dalfreno,
Königs von Tunis.*

In Tunis, einer Stadt am afrikanischen Gestade, herrschte vor mehreren Jahren Dalfreno, ein berühmter und mächtiger Fürst. Er hatte zwey wackere, gehorsame Söhne; Listico hieß der ältere, der jüngere Livoretto. Nach der Verfassung des Reiches konnten sie aber ihrem Vater in der Regierung nicht nachfolgen; denn die Erbfolge ging nur auf den weiblichen Stamm. Das that dem guten Könige sehr wehe; denn zum Unglücke hatte er keine einzige Tochter, und war zu alt, als daß er mehr auf eine hätte hoffen können. Er hatte sogar Grund zu befürchten, daß man seine geliebten Söhne nicht einmahl

im Lande dulden, sondern schimpflich verjagen werde.

In dieser Betrübniß seines Herzens sprach er eines Tages zu seiner Gemahlinn: „Liebes Weib, was hältst du wohl für das Räthlichste in der Sache? Was soll ich beginnen, damit sie den Schimpf, der ihnen droht, nicht zu erfahren haben?“

„Mich däucht,“ antwortete die Königin, „es würde besser seyn, sie anders wohin zu schicken, und ihnen Geld genug mitzugeben, damit sie die Gewogenheit irgend eines Fürsten gewinnen.“

Dem Könige gefiel die Antwort der weisen Königin; er ließ beyde vor sich hohlen, und sagte ihnen: „Geliebte Söhne, ihr wißt es doch, wie lieb ich euch habe. Weil euch nun ein Mahl nicht eure Schuld, sondern die Satzung des Reiches nach meinem Tode von der Regierung ausschließt, so haben ich und eure Mutter für räthlich gehalten, euch mit Geld’ und Geschmeid’ ansehnlich zu versehen, und so in irgend ein anderes Land zu schicken, wo es euch durch eine anständige Lebensweise besser ergehen kann, als hier des Landes, wo

nur Schimpf und Verfolgung euer warten, da man immer besorgen wird, ihr seyd dem regierenden Haus' im Wege."

Beyde Söhne brannten ohne dieß vor Begierde, fremde Länder zu sehen, und ergriffen denn des Vaters Vorschlag mit frohlockendem Herzen. Die Mutter, welche, wie alle Mütter, den jüngeren Sohn lieber hatte, als den älteren, rief ihn heimlich zu sich, und schenkte ihm einen schäumenden, kriegerischen Zelter mit schwarzen Flecken. Beyde Söhne wurden übrigens stattlich mit allem versehen, empfangen von ihren Ältern den Segen, und traten ihre Reise an.

Nachdem sie mehrere Tage geritten waren, und keinen Ort gefunden hatten, der ihnen behagte, begann Livoretto zu seinem Bruder zu sprechen: „Nun reiten wir schon so lange mit einander, und haben noch nichts zu Stande gebracht, was unser würdig wäre. Ich halt' es daher für besser, wir trennen uns, und versuchen unser Glück auf verschiedenen Wegen." Beyde willigten ein, umarmten sich recht brüderlich, und schlugen verschiedene Wege

ein. Listico ritt gegen Sonnenuntergang, und Livoretto gegen Sonnenaufgang.

Als Livoretto eine ziemliche Strecke fortgeritten war, kam er nach Cairo, wo eben Danebrum als Sultan herrschte, ein reicher, schlauer, aber mit Jahren schwer beladener Mann. Obschon dieser Sultan so alt war, brannt' doch er für Beliffandra, die Tochter Attarantens, des Königs von Damascus, sehr heftig; da sie aber der Vater verweigerte, hatte er seine Mannschaft um die Stadt zusammen gezogen, und sie zu belagern gedroht, wenn sie ihm die Prinzessin nicht zur Ehe ausliefern würden. Die Prinzessin war aber von seinem Alter und seiner Schwächlichkeit vollkommen unterrichtet, und hatte daher beschlossen, sich lieber selbst zu ermorden, als dem Sultane die Hand zu reichen.

Als nun Livoretto nach Cairo kam, ging er rings um die Stadt, betrachtete alles genau, und fand sehr viel Wohlgefallen daran. Er beschloß denn, sich hier nach einem Dienst' umzusehen.

Da er zum Pallaste des Sultans kam, sah er viele Slaven und Mamelucken her-

um stehen. Zu diesen trat er hin, und fragte, ob sie keinen Dienst für ihn wüßten. Sie sagten, sie hätten einen, und führten ihn gerade in den Schweinftall.

So unanständig dieses Ämtchen war, so ließ er doch keinen Widerwillen merken, sondern trachtete nur unablässig, daß seine Schweine fett würden, und bracht' es mit seinem Fleiße so weit, daß er in zwey Monathen zu Stande brachte, was andere kaum in sechs Monathen bewirkten.

Als die Slaven und Mamelucken seine unermüdete Emsigkeit sahen, beredeten sie den Herrn, daß er ihn zu einem andern Dienste verwendete. Der Sultan gab ihnen geneigtes Gehör, und trug ihm die Pflege der Pferde auf, erhöhte auch seinen Sold. Er that ebenfalls bey diesem Dienste sein Äußerstes, und that es um desto lieber, da er zugleich auch seinem eigenen Pferde besser warten konnte.

Unter den übrigen Pferden war auch ein muthiger, schöner, apfelgrauer Hengst; diesen wußt' er so geschickt abzurichten, daß er nicht nur tanzte, und die Knie bog, sondern sich auch der Länge nach nieder-

legte. Die Slaven und Mamelucken erstaunten, und hielten es beynahe für eine übernatürliche Erscheinung. Sie erzählten alles, was sie gesehen hatten, treulich dem Sultan', und obschon dieser ein sauertöpfischer Mann war, der weiter nichts that, als daß er Tabak schmauchte, Scherbet trank, und verliebten Gedanken nachhing, so ließ er sich doch eines Morgens bereden, zum Fenster hinaus zu sehen, und die Künste des apfelgrauen Hengstes zu betrachten.

Der Sultan hatte solche Herzensfreude daran, daß er sich den Lehrer des Pferdes an der Stelle rufen ließ. Livoretto kam, und der Sultan sagte ihm: „Hör' ein Mahl, geschickter Jüngling, der Schwein- und Pferdestall sind nicht der Ort, an den du gehörst. Du bist von nun an mein Mundschenke.“

Als der Sultan zur Tafel ging, trat Livoretto seinen Dienst an, und verrichtete ihn mit so viel Anmuth und Fertigkeit, daß es allen Wunder nahm. Nun ergriff aber die Slaven und Mamelucken ein so grimmiger Neid, daß sie ihn kaum ansehen konnten, und gewiß aus dem Wege

geräumt haben würden, wenn sie den Sultan nicht gefürchtet hätten.

Als einer von den Slaven eines Morgens bey dem Sultane Dienste that, beobachtete er die Gelegenheit, sprechen zu können, und sagte: „O Herr, wenn es mir gestattet wäre, ich würde eine Neuigkeit erzählen, die keine von den schlimmsten ist.“

„Und was?“ sagte der Sultan.

„Dein Mundschenke,“ fuhr der Slave fort, prahlt, er sey der einzige, der dir Attarantens, des Königs von Damascus, Tochter verschaffen könne.“

„Wär' es möglich?“ rief der Sultan aus.

„Nicht nur möglich, Herr, sondern gewiss; glaube nicht mirs, sondern so vielen Mamelucken, in deren Gegenwart er diese Worte sprach.“

Der Sultan ließ ihn nun augenblicklich rufen, und stellt' ihn über seine Worte zur Rede. Der Jüngling, der von der Sache ganz und gar nichts wußte, läugnete es gerade zu. Der Sultan entbrannt' aber, und schrie: „Geh, und zaudre nicht. Hast du aber in dreißig Tagen nicht bewirkt,

dafs ich Beliffandren in meiner Gewalt habe, so soll dir der Kopf vom Rumpfe fliegen, als ob er nie darauf gefessen hätte."

Der Jüngling war über diesen Auftrag nicht wenig betroffen; er schlug die Augen nieder, und schlich sich, pochendes Herzens, wieder in den Stall zurück.

Als der gefleckte Zelter bemerkte, dafs sein Herr so traurig sey, und dafs ihm unablässig heisse Thränen von den Wangen quollen, wendete er sich zu ihm, und sprach: „Was ist dir, dafs du so herzlich betrübt scheinst?" — Der Jüngling erzählte dem gutmüthigen Thiere die ganze Geschichte vom Anfange bis zum Ende; der Zelter gab aber eine Art von Gelächter von sich, und sagte: „Sey gutes Muths; fürchte nichts; es wird sich alles zu deinem Besten hinaus wenden. Kehre nun wieder zum Sultan, und verlang' einen Freybrief an seinen Befehlshaber des Kriegsheeres, welches eben vor Damascus liegt, und es belagert hält. In diesem Briefe, der mit dem grossen Siegel bezeichnet seyn solle, müsse der ausdrückliche Befehl enthalten seyn, dafs der General, so bald er

ihn gelesen, die Belagerung aufhebe, und dich mit dem nöthigen Vorrathe von Gelde, Gewand' und Waffen versehe, die du zu einer so heldenmässigen Unternehmung vonnöthen haben wirst. Übrigens sag' ich dir, wenn dir auf der Reise durch Zufall eine Person, oder was immer für ein Thier aufstossen sollte, das von dir irgend einen Liebesdienst verlangen sollte, so laß dir ja nicht einkommen, daß du ihn etwa verweigertest; sondern leist' ihn ohne Verzug, wenn dir anders dein Leben werth ist. Sollte mich dir jemand abhandeln wollen, so sage, daß du mich zu verkaufen dächtest; setz' aber zugleich einen so ungeheuern Preis auf mich, daß er willig vom Kauf' absteht. Wären es aber Frauenzimmer, die mich verlangten, so thu' ihnen alles nach ihrem Gefallen, und laß sie ungehindert meinen Hals, meine Ohren, meine Augen, und was sie wollen, berühren, denn ich werde mich schon stille halten, und ihnen nichts zu Leide thun."

Der Jüngling küßte seinen Zelter voll Freuden, eilte zum Sultan', und begehrte den Freybrief, nebst allem, was ihm der

Zelter vorgeschrieben hatte. Als er mit allem versehen war, bestieg er sein Pferd, und nahm den Weg gegen Damascus. Die Slaven und Mamelucken frohlockten im Herzen; denn sie hielten ihren Nebenbuhler schon für so viel als verloren.

Nachdem Livoretto mehrere Tage fortgeritten war, kam er an ein Wasser. Am Ufer war ein so ekelhafter Gestank, daß man es beynahe nicht aushalten konnte, und ein Fisch lag fast todt auf der Erde.

Der Fisch ward ihn kaum gewahr, als er ihm zurief: „Lieber Herr Ritter, wenn ihr ein menschliches Herz habt, so thut mir die Liebe, und befreyt mich hier von meiner Lage; denn ihr seht, ich bin schon halb todt.“ Der Jüngling war der Worte seines Zelters eingedenk, und stieg ab, hob den Fisch auf, und wusch ihn mit eigener Hand. Der Fisch dankte ihm mit den wärmsten Ausdrücken, und sagte endlich: „Werther Ritter, nehmt euch aus meinem Rücken drey längere Schuppen, tragt sie immer bey euch, und wenn ihr eines Beystandes bedürft, so reibt sie ein wenig mit der Hand, und ich werde dann plötzlich er-

scheinen, und euch Hülfe leisten." Der Ritter nahm die Schuppen, warf den Fisch ins klare Wasser, und ritt hastig fort.

Als er einige Zeit geritten war, sah er einen Falken, der zur Hälfte im Eise steckte, und sich nicht los machen konnte. Auch dieser schrie dem Jünglinge zu, daß er ihm beystehen, und ihn retten möchte. Livoretto ward gerührt, sprang ab, nahm sein Messer, löste das Eis von den Füßchen und Fittigen des Falken ab, und steckte den Falken unter sein Brusttuch, damit er sich ein wenig erwärmen konnte. Als er sich ein wenig erhohlt hatte, gab er seinem Befreyer mit dem Schnabel zwey Federn, die er unter dem linken Flügel hatte, und sprach: „Wenn du einer Hülfe bedarfst, so nimm diese Federn, die du immer bey dir tragen mußt, und biege sie ein wenig zwischen den Fingern.“

Livoretto setzte seinen Weg fort, und kam bald zum Kriegsheere des Sultans. Er ließ sich bey dem Befehlshaber melden, und überreichte ihm den Freybrief. So bald ihn der Befehlshaber gelesen hatte, hob er die Belagerung auf, und kehr-

te mit dem ganzen Kriegsheere nach Cairo zurück.

Als das Kriegsheer abgezogen war, begab sich Livoretto mit frühem Morgen in die Stadt Damascus, ging in ein Wirthshaus, kleidete sich sehr schön und reich, zierte sich mit dem köstlichsten Gesteine, schwang sich auf seinen Zelter, und ritt vor den königlichen Pallast, wo er ihn mit solcher Geschicklichkeit herum tummelte, daß jedermann über ihn erstaunte. Belissandra ward von dem Getöse, das im Volk' entstand, wach, und ging ans Fenster. Sie erstaunte über den Ritter nicht wenig; sein Pferd gefiel ihr aber so außerordentlich, daß sie eilends zu ihrem Vater ging, und ihn bath, es ihr zu kaufen. Der König liebte seine einzige Tochter so sehr, daß er ihr nie etwas abschlug; er schickte denn auch sogleich einen von seinen Aufwärtern hinunter, daß er den Ritter fragte, ob ihm der Zelter feil wäre, und für welchen Preis, da er der königlichen Prinzessin so ungemein gefiele.

Der Jüngling antwortete dem Aufwärter, daß ihm nichts auf Erden so werth

sey, als fein Zelter, und forderte eine Summe dafür, für die man das ganze Königreich Damascus würde haben kaufen können.

Als der König den ungeheuern Preis vernahm, rief er seine Tochter, und meldete es ihr. Belissandra hatte sich aber nun ein Mahl in den Kopf gesetzt, daß sie das Pferd besitzen müsse, und, anstatt über den unmässigen Preis zu staunen, drang sie immer wieder in den König, es zu kaufen. Da ihr aber dieser unmöglich ihr Verlangen gewähren konnte, kam sie völlig verzweifelt zu ihrer Mutter, und fiel ihr in die Arme. Endlich trug sie ihr den Fall vor. Die gute Mutter sprach ihr Muth ein, und sagte, sobald sich der König entfernt haben würde, wollten sie beyde selbst zu dem Ritter gehen, und den Zelter kaufen. Belissandra beruhigte sich nun, und als sich der König entfernt hatte, schickte die Königin zu dem Jünglinge, damit er in den Pallast käme, und seinen Zelter mitbrächte. Ders war der Jüngling sehr froh. Er machte sich sogleich auf, und ritt in den Pallast, vergaß auch nicht,

sein Pferd vor den Fenstern stattlich herum zu tummeln, um die Neigung der Prinzessin noch mehr zu entflammen. Er trat ein, und die Königin both ihm eine sehr große Summe für sein Pferd an.

„Königin,“ sagte Livoretto, wenn ihr und eure Tochter mir alles anbiethet, was ihr auf Erden habt, so verkauf’ ich euch mein Pferd nicht. Will es aber die Prinzessin als Geschenk annehmen, so geb’ ich es ihr mit Freuden, und habe meine Lust daran, wenn es ihr gefällt. Bevor sie es aber annimmt, wünsch’ ich, daß sie es versucht. Es ist sehr lenksam und fromm; man hat es ganz und gar nicht zu scheuen.“

Mit diesen Worten setzte er das Fräulein in den Sattel, und hielt das Pferd am Zügel. Er war noch keinen Steinwurf weit von der Mutter entfernt, so schwang er sich auf des Pferdes Rücken, und gab ihm die Sporne, daß es so hastig über Stock und Staude jagte, kein Vogel würd’ es haben überhohlen können. Die Prinzessin fing zu schreyen und zu weinen an; aber

es half nichts: sie jagten ohne Raft fort. Als sie nun über eine schmale Brücke ritten, zog die Prinzessin heimlich ihren Ring vom Finger, und warf ihn ins Wasser. Endlich kam Livoretto mit ihr in Cairo an, und stellte sie dem Sultane vor. Der Sultan kannte sich nicht vor Freuden, und überhäufte sie mit allen möglichen Lustbarkeiten und Ehrenbezeugungen. Es ward Abend, und endlich Zeit, sich zur Ruhe zu begeben. Da sagte die Prinzessin zum Sultane: „Herr, denkt ja nicht, daß ich eurer Liebe je Gehör geben werde, bevor mir nicht der Verräther, von dem ich entführt worden bin, den Ring verschafft, der mir auf der Brücke vom Finger gekommen, und vermuthlich ins Wasser gefallen ist. Bringt er ihn mir, dann seydt versichert, daß ich euch immer zu Gebothe stehe.“

Der Sultan ward über diesen unglücklichen Fall so aufgebracht, daß er Livoretto beynahe getödtet hätte. Er befahl ihm, sogleich den Ring herzuschaffen, oder ohne weiteres seinen Kopf dem Beile zu biethen.

Livoretto durfte keine Einwendung wagen, und schlich hoch bestürzt in den Stall

hinunter. Als ihn sein Zelter so bekümmert sah, sprach er: „Armer Herr, habt ihr denn vergessen, was euch der Fisch gesagt hat? — Vertraut auf ihn, und ziehet aus in voller Hoffnung.“

Livoretto faßte Muth, und ritt an den Fluß hinaus, in dem Belissandra den Ring verloren hatte. Dann nahm er die drey Schuppen hervor, rieb sie ein wenig — sieh! da kam der Fisch freudig heran geschwommen, brachte den verlornen Ring, nahm seine drey Schuppen, und — fort war er. Livoretto jagte nun so geschwind als möglich in den Pallast zurück, und überreichte den Ring zu des Sultans und der Prinzessin größtem Erstaunen. Der Sultan beschenkte Livoretto mit einer ungeheuern Summe; aber die Prinzessin war äußerst beklommen.

Die Stunde der Ruhe kam abermahls; der Sultan fühlte schon den Vorgesmack seines Glücks; aber — vergebens: denn die Prinzessin erklärte, daß sie seiner Liebe nicht Gehör geben werde, bis ihr der Entführer nicht ein Fläschchen Lebenswasser brächte. Der verliebte Sultan legte

es dem Jünglinge abermahls unter Lebensstrafe auf, das Lebenswasser zu hohlen, und dieser ging wieder betrübt in den Stall hinunter. Als ihn jetzt sein Pferd an das Versprechen des Falken erinnerte, machte er sich wieder getröstet auf den Weg, und ritt zu dem Orte, wo er den Falken befreyet hatte, nahm seine zwey Federn heraus, und bog sie zwischen den Fingern. Da flatterte der Falke daher, und fragte ihn, was er vonnöthen hätte. „Das Lebenswasser,“ antwortete Livoretto.

„Das kannst du unmöglich erhalten,“ antwortete der Falke; „denn zwey grausame Löwen, und eben so viele Drachen, welche unaufhörlich brüllen und zischen, bewachen es Tag und Nacht. Auch verschlingen sie zuverlässig jeden, der sich ihnen nähert. Für den Dienst aber, den du mir geleistet hast, nimm den kleinen Eimer, der dort im Grase liegt, und bind’ ihn an meinen rechten Flügel. Geh aber nicht eher fort, bis ich zurück komme.“

Mit diesen Wort schwang sich der Falke durch die Luft, und gerade dorthin, wo das Lebenswasser bewahrt ward, füllte den

Eimer, kehrte damit zu Livoretto zurück, dem er die zwey Federn abnahm, und — war verschwunden.

Livoretto säumte keinen Augenblick, sondern sprengte nach Cairo, so geschwinde nur sein Zelter laufen konnte. Er trat ein, und überreichte Belissandren das Wasser des Lebens. Obschon nun die Bedingniss, die sie gesetzt hatte, erfüllt war, blieb ihr Sinn doch unbiegsam, und sie wollte sich des Sultans Liebe durchaus nicht gefallen lassen. Endlich sagte sie, sie wolle dem Sultan Gehör geben, wenn auch er eine Bedingniss, die sie ihm setzen würde, erfüllte. Diese bestand aber darin, daß er Livoretto mit eigener Hand den Kopf vom Rumpfe trennen sollte. Der Sultan fühlte, wie schimpflich es wäre, dem Jüngling für seine rastlosen Dienste auf eine so grausame Art zu lohnen. Das rachgierige Weib bestand aber durchaus auf ihrer fürchterlichen Bedingniss, zückte den Dolch, und trieb ihn Angesichts des Sultans mit unerschrockner Faust dem Jüngling' in die Brust, der sogleich zu Boden sank. Ihre Wuth war aber noch nicht ge-

kühlt; sie trennt' ihm den Kopf vom Rumpfe, schnitt ihm Glied vor Glied vom Leibe, und warf es auf einen Haufen zusammen.

Als die That mit blinder Wuth verrichtet war, öffneten sich ihre Augen, und nun erblickte sie erst, was sie gethan hatte. Sie faßte sich aber mit unglaublicher Standhaftigkeit, griff in den Eimer mit dem Wasser des Lebens, und besprengte die Leiche mit einigen Tropfen. Als diese dieselbe berührten, begann sich der Klumpen zu regen, und in weniger als einer Minute stand der Jüngling, in voller Lebhaftigkeit eines Neuerschaffenen, und schöner als jemahls da. Belissandra selbst verwunderte sich; der Sultan staunte, und Livoretto wußte nicht, wie ihm geschah. Der Sultan, der, wie wir wissen, eine beträchtliche Last von Jahren auf dem Rücken hatte, bath Belissandren, ihm eben dasselbe zu thun.

Belissandra ergriff ohne Verzug den Dolch, der noch von Livoretto's Blute troff, und gab dem Sultan einen tödtlichen Stoß ins Herz. Anstatt ihn aber mit

dem Lebenswasser zu besprengen, liefs sie ihn in eine Grube werfen, wo ihn die Hunde frafsen.

Da nun Livoretto entdeckte, dafs er ein Sohn des Dalfreno, Königs von Tunis, sey, liefs Beliffandra dem Vater des Jünglings melden, dafs sie seinen Sohn zum Gemahle nehmen werde, und er sich zur Hochzeit einfinden sollte. Dalfreno und seine Gattinn waren über diese Nachricht herzlich froh, und wurden in Cairo mit den grössten Ehrenbezeugungen empfangen. Die Vermählung ging in wenigen Tagen vor sich, und Livoretto war nun König von Cairo; auch hatte er in Beliffandrens zärtlichen Umarmungen ihre Grausamkeit bald vergessen.

Was aus seinem Bruder Listico ward, hat man bis jetzt noch nicht erfahren.

*

*

*

Laurette begann nun ihre Erzählung.

DRITTES MÄHRCHEN.

*Seltfame Begebenheiten der Tochter Lamberichs,
des Marquis von Montferrat.*

Vor sehr langer Zeit herrschte in Montferrat ein sehr reicher Marquis, Lamberich mit Nahmen, übrigens aber ein sehr geldgieriger Mann.

Seine Frau ging eines Tages im Garten spazieren, und da die Sonnenhitze ziemlich drückend war, setzte sie sich in den Schatten eines Baumes, um sich zu erfrischen. Die Kühle war so labend und angenehm, daß sie einschlummerte.

Sie war kaum entschlafen, als im Gras eine Blindschleiche leise herzu kam, und sich unter ihre Kleider verkroch. Es währte nicht lange, so ward die Marquifinn zum großen Vergnügen der ganzen Stadt schwanger, und als es zur Geburt kam, gebar sie ein Kind, dem eine Blindschleiche um den Hals gewunden war. Die Wehmütter erschranken nicht wenig über diese

Erscheinung; die Blindschleiche löste sich aber von dem Halse des Kindes ab, und begab sich, ohne jemanden zu beleidigen, in den Garten hinunter.

Das Kind ward nun gewaschen, und in die feinsten Tücher gewickelt. In wenigen Minuten entdeckte sich ein von Gold' aufs feinste gearbeitetes Halsband. Die Blindschleiche war drey Mahl um des Kindes Hals gewunden gewesen, und eben so oft war das Halsband um den Hals gewunden. Das Kind ward Prinzessin Biancabella genannt.

Als Biancabella zehn Jahre alt war, sah sie eines Tages zum Fenster hinaus, und bath ihre Amme, sie in den Garten hinunter zu führen, da er ihr so ungemein wohl gefiele. Die Amme nahm sie an der Hand, führte sie in den Garten, und entfernte sich eine kleine Strecke von ihr, um sich in den Schatten eines Gesträuches zu legen. Biancabella sprang unterdessen voll Vergnügen herum, pflückte Blumen, und haschte Schmetterlinge. Endlich ward sie müde, und setzte sich ebenfalls unter einen Baum.

Kaum hatte sie sich nieder gesetzt, als eine Blindschleiche heran kam. Biancabella erschrak darüber, und wollte aufschreyen; die Blindschleiche hieß sie aber schweigen, und sagte: „Schreye nicht, liebes Mädchen! denn ich bin deine Schwester, und bin an demselben Tage mit dir geboren. Ich heiße Bianca; und wenn du beobachtest, was ich dir befehle, so wirst du sehr vergnügt und glücklich werden. Folgst du mir aber nicht, so wirst du das unglücklichste und missvergnügteste Weib unter der Sonne. So geh denn, und laß ohne alle Furcht morgen früh zwey Geschirre, eines mit Milch, und das andere mit dem feinsten Rosenwasser füllen; mit diesen zwey Geschirren komm du dann ohne alle Begleitung zu mir.

Als sich die Blindschleiche wegbegeben hatte, stand das Fräulein auf, und lief zur Amme, weckte sie, und ging mit ihr, ohne vom Vorgefallenen ein Wort zu verlieren, in die Wohnung zurück. Den nächsten Morgen, als das Fräulein mit seiner Mutter allein im Zimmer war, sah diese nur zu deutlich, daß ihrer Tochter ein

Kummer auf dem Herzen liege. „Was ist dir, liebes Kind?“ sagte sie daher; „warum siehst du so niedergeschlagen aus?“

„Weiter nichts ist mir, liebe Mutter,“ antwortete das Mädchen, „als daß ich zwey Geschirre, eins mit Milch, das andere mit dem feinsten Rosenwasser haben möchte.“

„Wenns sonst nichts ist, sollst du bald zufrieden seyn.“

Die Mutter ließ nun beydes bringen, und Biancabella ging damit unverzüglich allein in den Garten hinab, und sperrte sich ein, damit sie niemand belauschen könne, stellte die Geschirre auf den Rasen hin, und setzte sich daneben. Kaum saß sie aber, als die Blindschleiche kam, und sie sich völlig entkleiden hiefs. Sofort mußte sie sich mit der Milch und dem Rosenwasser waschen, und die Blindschleiche leckte ihr den ganzen Leib rein ab. Endlich befahl sie ihr, niemanden von allem ein Wort zu sagen, und wenn selbst Vater oder Mutter sie aushohlen wollten; denn nach ihrem Willen sollte Biancabella alle an Schönheit übertreffen.

Als Biancabella nach Hause kam, und ihre Mutter sie so schön erblickte, wufste sie nicht, was sie davon denken sollte. Sie nahm hierauf einen Kamm, um das Töchterchen zu kämmen; aber wie sie es kämmte, fielen Perlen und kostbares Edelgestein herunter; und da sie ihre Hände wusch, entstanden unter denselben Rosen, Nelken, und unzählige andere Blumen von vorzüglichem Geruch' und edler Farbe.

Da wufste die Mutter gar nicht mehr, wie ihr geschah; sie lief zu Lamberich, ihrem Gemahl', und erzählt' es ihm. Lamberich konnt' es unmöglich glauben, und liefs das Fräulein rufen. Zu seinem grössten Erstaunen und Vergnügen fand er aber die Sache wirklich genau so, wie sie ihm seine Gemahlinn beschrieben hatte.

Biancabella's außerordentliche Schönheit und unerhörte Eigenschaften waren bald weit und breit bekannt; viele Könige, Fürsten und andere vornehme Herren verlangten sie zur Gattinn; sie besaßen aber nicht so große Tugenden, als der haben mußte, der die Hand Biancabella's erhalten wollte.

Unter anderen Freyern war auch Ferrandin, der König von Neapel. Der Marquis fand ihn seiner Tochter würdig, ließ sie rufen, und auch sie fühlte Neigung zu ihm; sie gaben sich denn die Hände; und küßten sich als Verlobte.

Kaum hatte aber Biancabella ihr Wort gegeben, so erinnerte sie sich der Worte ihrer Schwester, und machte sich unter irgend einem Vorwande von der Gesellschaft los, schlich durch eine Seitenthür in den Garten, und rief der Blindschleiche. Sie erschien aber nicht mehr, wie sonst. Das nahm Biancabellen sehr Wunder; sie rief den Garten einige Mahl' auf und nieder; aber die Blindschleiche war nicht zu finden. Sie kehrte denn in tiefen Gedanken in den Saal zurück, und setzte sich neben ihren Bräutigam, der ihrer schon sehnlich waltete.

Die Hochzeit ging vorüber, und Ferrandin führte seine Gemahlinn nach Hause, wo sie mit der größten Pracht empfangen ward.

Ferrandin hatte eine Stiefmutter mit zwey häßlichen und dummen Töchtern,

die selbe gern verheirathet hätte. Da ihr nun gar keine Hoffnung dazu übrig blieb, faßte sie wider Biancabella einen fürchterlichen Groll, Trotz dem sie sich aber anstellte, als ob sie ihr von ganzem Herzen geneigt wäre.

Nun ereignete es sich, daß sich der König von Tunis zu Wasser und zu Lande wider Ferrandinen zu einem schrecklichen Kriege rüstete. Er war bereits mit einem zahllosen Heer' in das Königreich gedrun- gen. Ferrandin mußte denn selbst die Waffen ergreifen, um sein Reich zu vertheidigen. Er empfahl seine Biancabella seiner Stiefmutter, und begab sich zu dem Heere.

Es stand wenige Tag' an, als die böserzige Stiefmutter schon dachte, wie sie Biancabella ums Leben bringen könnte. Sie ließ denn einige vertraute Diener rufen, und befahl ihnen, sich mit Biancabella an einen bestimmten Ort zu begeben, und nicht eher zurück zu kehren, bis sie ihr ein sichres Zeichen, daß Biancabella todt sey, brächten. Die Diener waren sehr bereit, den Auftrag zu vollziehen,

und führten Biancabella unter irgend einem Vorwand' in einen Wald. Sie hatten sich schon ganz zum Mord' angeschickt; als sie aber erwogen, wie höchst schön und reizend sie sey, fühlten sie Mitleiden, und beschloffen, sie am Leben zu lassen. Um aber doch den Befehl einiger Massen zu vollziehen, hieben sie ihr beyde Händ' ab, stachen ihr die Augen aus, und brachten sie der Stiefmutter, die ihre Ankunft schon kaum mehr erwarten konnte.

Als sie die Hände und Augen in dem Schächtelchen, das ihr die Diener brachten, fand, war sie voller Freuden, und bezahlte ihnen diesen Dienst überreichlich. Sie verbreitete auch sogleich überall, daß ihre zwey Töchter gestorben seyen, und Biancabella sich über diesen großen Verlust so gegrämt habe, daß sie in ein schweres Fieber gefallen sey. Unterdessen hatte aber das böshafte Weib eine ihrer Töchter in Biancabella's Bett legen lassen, die sie für die kranke Biancabella selbst ausgab. Ferrandin, der das feindliche Heer schon überwunden und zerstreuet hatte, kehrte nun in prächtigem Triumphe nach

Haufe. Er hatte seine Biancabella schön und blühend zu finden gehofft, und fand sie welk, abgezehrt, umgestaltet im Bette. Er war wie vom Donner gerührt, als er sie erblickte, und konnt' unmöglich glauben, daß es seine Biancabella sey. Er wußte nicht, was er denken sollte. Er ließ sie kämmen; aber anstatt Perlen und Edelgesteine fiel ihr Ungeziefer herab: er ließ ihre Hände waschen; aber anstatt wohlriechenden Blumen kam Unflath zum Vorschein. Die Stiefmutter sprach ihm aber immer Muth ein, und sagte, es sey nur eine Folge der langwierigen Krankheit, und werde bald wieder verschwinden.

Unterdessen irrte die Unglückliche, verstümmelte Biancabella trostlos in dem Walde herum. Sie schrie ihrer Schwester; aber keine Schwester kam zum Vorschein: sie hörte nichts, als den Wiederhall, der ihr kläglich antwortete.

Als sie eben am bittersten wehklagte, sah sie einen gesetzten Mann mit freundlicher Miene in den Wald treten. Dieser Mann betrachtete sie genau; er ward von ihrem Zustande gerührt, nahm sie mit sich

M

M

M

M

M

M

M

nach Hause, und empfahl sie seinem Weib' aufs sorgfältigste. Auch hatte er drey Töchter; diesen schärfte er ein, mit diesem unglücklichen Weibe Mitleiden zu haben, und es ihm an gar nichts fehlen zu lassen.

Sein Weib war eben nicht von der mildesten Gattung: sie schalt ihn vielmehr aus, daß er so ein Wesen mit sich geführt hätte, von dem sie ganz und gar keinen Gebrauch machen könnte.

Der Alte antwortete ihr aber voll Unwillen: „Thue, was ich dir befehle, und somit genug? Thust du es nicht, so hast du mich zu Hause nicht zu erwarten.“ Er ging fort, und Biancabella blieb unterdessen bey den übrigen allein. Sie sprachen von diesem und jenem; endlich ersuchte sie eine von den drey Töchtern, sie ein wenig zu kämmen. Die Mädchen fürchteten ihres Vaters Drohung, und kämmten sie: da zeigte sich denn dasselbe Wunder mit den Perlen und Edelsteinen. Eben so erschienen wieder die Blumen, wenn sie sie wuschen. Nun waren sie alle vergnügt; und als sie nach Hause zu gehen beschloß, la-

gen sie ihr an, daß sie es ja nicht thun, sondern bey ihnen bleiben sollte. Sie bestand aber durchaus auf ihrer Abreise; und als es der Alte hörte, führte er sie fort an denselben Ort, an dem er sie gefunden hatte. Hier sagte sie ihm, er solle sie verlassen, und des Abends wieder kommen, wo sie dann mit ihm nach Hause kehren werde. Der Alte ging, und Biancabella fing nun wieder trostlos an, im Walde herum zu irren. Sie schrie unaufhörlich: „Bianca, wo bist du? Bianca, wo bist du?“ — Aber Bianca, so nahe sie ihr auch seyn mochte, zeigte sich nicht.

Nun ergriff sie eine Art von Wuth. „Warum leid’ ich so außerordentlich?“ schrie sie, und lief ans Gestade des Meeres, um sich hinein zu stürzen. So stand sie am Gestade; da schrie eine Stimme: „Halte ein, Verwegene! Was thust du?“ — Sie zitterte; die Stimme schien ihr bekannt.

„Ich bin deine Schwester Bianca,“ fuhr die Stimme fort, „die du so rastlos suchest.“

Nun fiel Biancabella auf die Knie, und schrie bitterlich weinend: „Hülfe, geliebte Schwester! — Hülfe und Vergebung!“

Hab' ich gefehlt, so verzeih' es mir: ich habe nicht aus Bosheit, gewiss nur aus Irrthum gefündigt."

Bianca ward gerührt, pflückte einige Kräuter, legte sie ihr auf die Augen und die Wunden der Hände, und sieh! — Biancabella stand wieder so unverfehrt, als jemahls, da. Nun warf aber auch Bianca ihre Hülle ab, und anstatt der Blindschleiche stand das herrlichste Mädchen da, das je ein menschliches Auge gesehen.

Als die Nacht einbrach, kam der Alte heran geschlichen, und fand die zwey Nymphen in der liebeichsten Umarmung.

Sie kehrten nun eilig nach Neapel zurück, und Ferrandins Freude — wer wollte sie beschreiben! Die alte Stiefmutter ward hingerichtet, und ihre zwey Töchter verjagt. Wohin sie kamen, weiß man nicht, und es ist auch wahrlich wenig daran gelegen.

*

*

*

Nun traf Alterien die Reihe.

VIERTES MÄHRCHEN.

Fortunio.

In der Lombardey lebte ein Mahl ein gerader, wohlhabender Mann, Bernio mit Nahmen. Er hatte ein wackres Weib, und konnte doch kein Kind von ihr kriegen. Im Mißmuthen beschloffen sie denn beyde, eins als ihr leibliches anzunehmen, und wählten sich einen sehr schönen Knaben aus, den sie Fortunio nannten.

Nach einiger Zeit ward aber sein Weib doch schwanger, und gebar einen Sohn, der dem Vater völlig ähnlich sah, und den sie Valentin nannten. Die beyden Brüder liebten sich so inniglich, daß einer ohne den andern nicht bleiben wollte. Indessen so lieb sie sich hatten, brach doch eine unvermuthete Zwietracht unter ihnen aus. Sie spielten, und Fortunio gewann immer. Darüber ward Valentin so entrüstet, daß er den anderen öfters einen Bastard hieß, „Ich ein Bastard?“ — schrie

Fortunio, dem es an die Seele griff, und Valentin war kühn genug, es noch ein Mahl zu behaupten.

Fortunio ging bekümmert zu seiner Nährmutter, und fragte sie, ob er wirklich ein Sohn von ihr und Bernio sey. Die Mutter sagte ihm offenherzig: „Nein,“ und Fortunio ward darüber so trostlos, daßs er das Haus seines Nährvaters zu verlassen, und sein Glück in der weiten Welt zu versuchen, sich entschloß. Da er sich durch keinen Beweggrund, den ihm die Mutter vortrug, von seinem Voratz' abbringen ließ, ward sie eines Tages so ungehalten, daßs sie den Fluch über ihn aussprach, daßs, wenn er je über Meer reisen wurde, die Sirenen ihn in den Sturm locken sollten.

Fortunio achtete in seinem Mißmuth' auf ihren Fluch nicht, und trat seine Reise gegen Ponente an. Er wanderte über Berg und Thal, und kam endlich zwischen Sesta und Nono in ein verborgenes Gebüsch, in dem er einen Wolf, einen Adler, und eine Ameise antraf, die eben über einem auf der Jagd gefangenen Hirsch im Hader waren. Keiner wollte ihn dem

andern überlassen, und bey Fortunio's Ankunft kamen sie überein, daß er ihren Streit entscheiden, und jedem den Theil, der ihm nach Recht gebührte, ausmessen sollte. Fortunio nahm den Auftrag gern an, erwog die Lage der Sache mit reifer Überlegung, und theilte endlich die Beute. Dem Wolf, als einem gefräßigen, und mit scharfen Zähnen versehenen Thiere gab er Bein und Knochen; dem Adler gab er das Eingeweide, und der Ameise die zarteren Theile. Die drey streitenden waren mit den Spruche sehr zufrieden, und beschloßen, ihn nicht ohne Gegengefälligkeit von dannen ziehen zu lassen. Der Wolf sagte: „Mein lieber Freund, ich verleihe dir die Gabe, daß du ein Wolf werden kannst, so oft du dir denkst: wär' ich ein Wolf! Diese Gestalt sollst du auch nach deinem Belieben wieder ablegen können.“

Dieselbe Gabe erhielt er von dem Adler und der Ameise.

Voll Vergnügen wandert' er nun fort, und kam endlich nach Polonia, wo damals der mächtige König Odeschalch

herrschte. Dieser hatte eine einzige Tochter, die er an denjenigen, und keinen andern verheirathen wollte, als der ihn im Turnier' überwinden würde. Viele Herzoge und Fürsten hatten sich dazu eingefunden; auch war der erste Tag des Turniers schon vorüber, und ein häßlicher Sarazen, schwarz wie Pech, und unförmig von Gestalt, hatte bisher den Preis davon getragen, worüber die Prinzessin nicht wenig bestürzt war.

Als Fortunio in die Stadt kam, verlangt' er ebenfalls, seine Geschicklichkeit im Kampfe zu zeigen; er war aber mit dem Zugehöre nicht versehen, und war darüber innigst betrübt. Er erhob seine Augen, und sah Doralicen, die schöne Tochter des Königs, und den Preis des Kampfes, an einen prächtigen Fenster. Sie trat denselben Augenblick zurück, und begab sich in ihr Cabinett; Fortunio war aber ganz trunken von diesem Anblicke. O wär'ich jetzt ein Adler! dacht' er sich, und schon flatterte er als Adler in das Fenster, und stand in einer Minute wieder als Jüngling vor der Prinzessin da. Sie erschrak,

und that einen so lauten Schrey, daß der König herbey lief, und fragte, was es wäre. „Ein Jüngling! ein Jüngling!“ schrie die Prinzessin. Der König sah im ganzen Zimmer umher; aber er sah nichts, denn der Jüngling war schon wieder Adler geworden, und zum Fenster hinaus geflogen.

So bald der König zur Ruhe war, fand sich der Adler wieder ein; da aber das Mädchen wieder aufschrie, verwandelte er sich in eine Ameise, und verbarg sich in ihren blonden Locken. Der alte König war sogleich wieder bey der Hand, und da er wieder nichts sah, drohte er ihr, wenn sie ihn noch ein Mahl umsonst herbey locken sollte, mit einem Scherze, der ihr vielleicht nicht behagen dürfte. Kaum war der König zur Thüre hinaus, so stand wieder der leibhafte Jüngling da. Die Prinzessin wollte wieder schreyen; Fortunio hielt ihr aber den Mund zu, und sagte: „Schweigen Sie, denn ich bin nicht gekommen, um Sie zu beleidigen. Wenn Sie schreyen, so ist entweder Ihre Ehre verloren, oder ich und Sie sind todt.“ Sie schwieg

über diesem Zureden, und betrachtete den Jüngling. Sie kamen tiefer ins Gespräch, und Fortunio erklärte ihr endlich, daß er dem Turniere beywohnen würde, wenn er mit Wehr und Waffen versehen wäre.

„Wenn Sie nur das hindert,“ sagte die Prinzessin, „so soll bald geholfen seyn.“ Sie versah ihn auch mit einer prächtigen Rüstung, und ließ ihm heimlich ein stattliches Pferd anweisen.

Der nächste Tag erschien, und Fortunio stand vor den Schranken. Jedermann war neugierig, wer der unbekannte Ritter seyn dürfte, und harrete voll Ungeduld. Der Kampf begann, und es währte nicht lange, so flog der trotzige Sarazen todt zur Erde, wie ein Glas, das man an der Wand zerschmettert. Doralice war voller Freuden; das Volk jauchzte, und Fortunio überwand alle, die sich an ihn wagten.

Es ward Nacht; man ging zu Tisch, aber Doralice ließ sich einige Speisen auf ihr Zimmer bringen, wohin auch der Adler kam, mit dem sie sich unterhielt. Sie machten nun ab, in welcher Rüstung For-

tunio morgen erscheinen sollte, und schieden aus einander.

Das Volk versammelte sich häufiger, als jemahls; Fortunio kam aber sehr lange nicht. Doralicen pochte das Herz; endlich kam er, aber kein Ritter wagte es, ihn zu bestehen. Er ward im Triumph' eingeführt, der Helm ihm abgenommen, und der öffentlichen Verheißung gemäß Doralicen angetraut.

Sie lebten mehrere Jahre sehr vergnügt; endlich ward Fortunio mißmuthig. Er dachte, dieses träge, thatenlose Leben ziem' ihm nicht, liefs ein Galeere rüsten, und segelte auf eine Gelegenheit, seine Tapferkeit zu zeigen, aus. Er hatte schon einige Tage fortgesteuert, und saß eben auf dem Verdeck', als eine schöne Sirene ans Schiff kam, und so bezaubernd sang, daß er einschlummerte, und vom Verdecke gerad' in ihre Arme fiel. Die Schiffleute konnten ihn nicht mehr retten, zogen schwarze Segel auf, und kehrten mit der Trauerpost zurück. Der König und Doralice waren nicht zu trösten: diese gebär aber bald darauf einen Sohn; und so bald

er einige Monathe alt war, begab auch sie sich mit dem Kinde zu Schiffe, und befahl sie an den Ort zu führen, wo die Sirene ihren Fortunio geraubt hatte.

Wie sie befahl, so geschah; auch kam die Sirene bald herbey, und ersuchte Doralicen um einen Apfel von Messing, mit dem das kleine Kind eben spielte.

„Ja, ich geb' ihn dir,“ sagte Doralice, „wenn du mir meinen Gemahl dafür gibst.“

„Das wäre zu viel gefordert,“ antwortete die Sirene; „aber zur Hälfte will ich ihn dir zeigen.“

Hiermit lud sie Fortunio auf ihre Schultern, und hielt ihn zur Hälfte des Leibes über die Wellen empor. Kaum sah sich Fortunio über dem Wasser, als er zum Adler ward, auf die Segelstange flog, und in demselben Augenblicke seiner Gattinn als Fortunio in den Armen lag.

Die Sirene knirschte vor Wuth, und tauchte unter die Wellen; das geliebte Paar eilte aber nach Hause in die Arme des alten Königs, und lebte in ungestörter Ruhe und Glückseligkeit fort.

*

*

*

Als die Erzählung zu Ende war, ging
die Gesellschaft für die dritte Nacht aus
einander.



8. L. A.

Skapparola



Straparola, Giovanni Francesco,

Die Nächte des Strapparola von Caravaggio aus dem Italienischen übersetzt

Bd.: Erster Theil

Wien 1791

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LA 4809 -1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11258602-9

VD18 80077064-001